Friedrich Albert Groeteken

Sagen des Sauerlandes

Herausgegeben von Dr. Magdalena Padberg
Bilder: Josef Voss

Grobbel

Sagen des Sauerlandes

Friedrich Albert Groeteken

Sagen des Sauerlandes

Herausgegeben von Dr. Magdalena Padberg
Bilder: Josef Voss

Verzeichnis der Bilder von Josef Voss

Josef Voss, geboren 1908 in Neheim. 1928 bis 1933 Studium für das künstlerische Lehramt an der Staatlichen Kunstschule in Berlin-Schöneberg. Staatsexamen. 1941 bis 1945 Soldat. 1946 bis 1975 Kunsterzieher, zuletzt als Studiendirektor am Franz-Stock-Gymnasium in Neheim-Hüsten. Voss lebt heute in Schmallenberg. Zahlreiche Ausstellungen haben ihn weit über das Sauerland hinaus bekannt gemacht.

	Seite
Titelbild: Waldinneres, Tempera	
Baum b. F., Linolschnitt	20
Kirche in Wormbach, Tempera	34
Winter am Wilzenberg, Siebdruck	42
Bei Latrop, Tempera	51
Sauerland I., Siebdruck	56/57
Gelbes Feld, Tempera	62/63
Roothaargebirge, Siebdruck	79
Alte Kopfweide, Siebdruck	84
Letzter Schnee, Tempera	89
Sauerland II., Siebdruck	92/93
Propsteikirche in Brilon, Tempera	105
Schneelandschaft, Siebdruck	118
St. Petri-Kirche zu Hüsten, Tempera	124
Winterlandschaft, Aquarell	127
Klosterkirche zu Oelinghausen, Tempera	133
Gefällte Bäume, Tempera	136
Hochsitz, Siebdruck	142
Landschaft am Beerenberg, Aquarell	145
Feldweg im Sauerland, Tempera	150/151

© Copyright 1983 by Jos. Grobbel KG, Fredeburg
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Herausgebers

Fotos: Privataufnahmen
Gesamtherstellung: Grobbel-Druck GmbH, Fredeburg
ISBN 3-922 659-56-X

Sagen des Sauerlandes

Gesammelt und herausgegeben

von

Friedrich Albert Groeteken

Doktor der Philosophie und Theologie

Rektor der Höheren Stadtschule zu Fredeburg

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage

Schmallenberg 1926

Druck und Verlag von Phil. Glade.

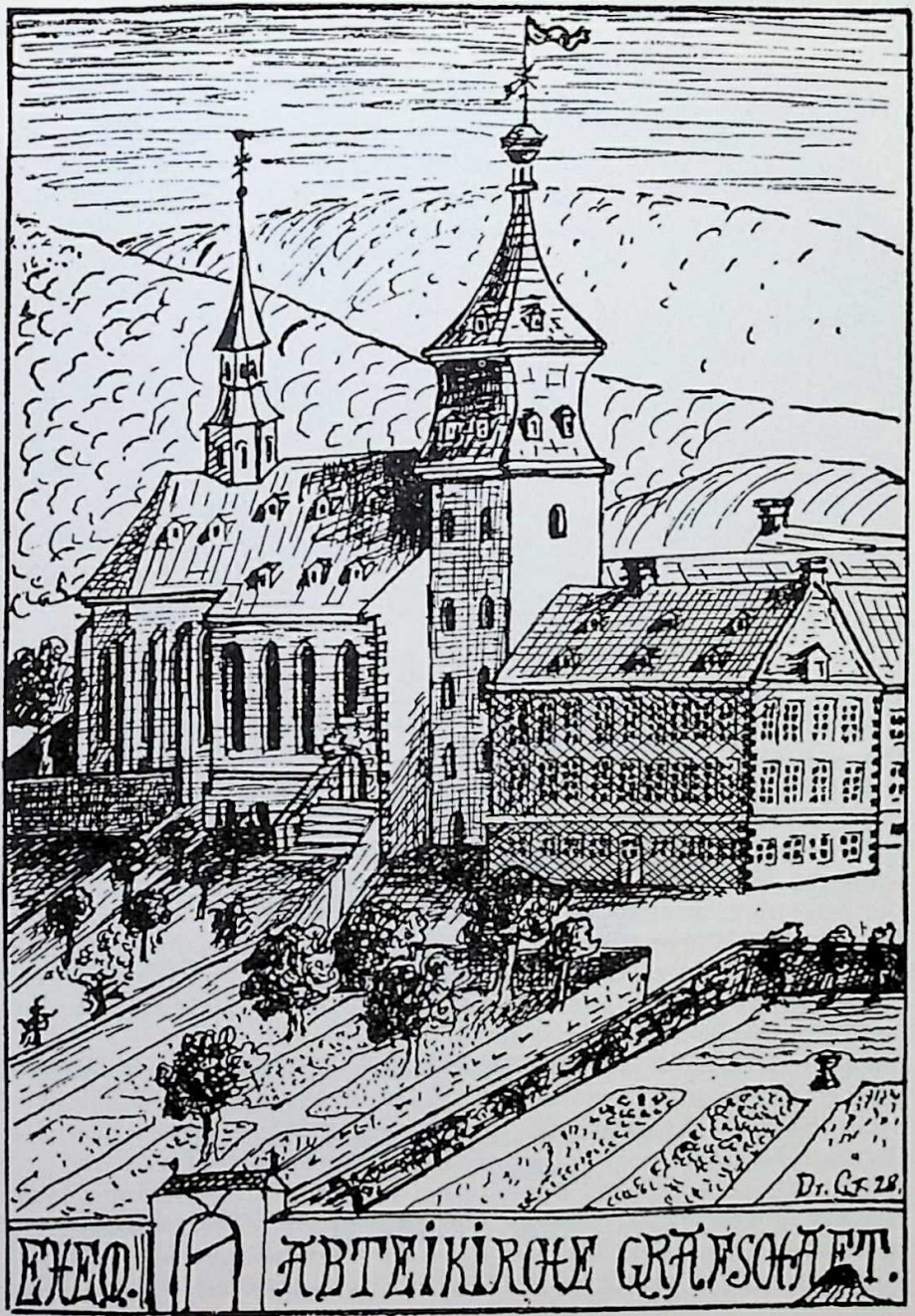
G. Rat Prof. Dr. Wilh. Groeteken

Vorwort zur Neuerscheinung

In der ersten Gesamtausgabe ihrer „Kinder- und Hausmärchen", die sie nach mündlicher Überlieferung gefaßt hatten, bedauerten die Brüder Grimm 1819, daß solche Erzählungen nicht früher aufgeschrieben worden seien. „Was für eine viel vollständigere und innerlich reichere Sammlung wäre im 15. oder noch im 16. Jahrhundert zu Hans Sachsens und Fischarts Zeiten in Deutschland möglich gewesen!" Gleiche Erfahrungen hatten sie schon anläßlich ihres Buches „Deutsche Sagen" gemacht: ganze Stoffkreise der Volks-Memoria ließen sich nur mehr erahnen.
Neben Jakob und Wilhelm Grimm entdeckten damals viele Romantiker ihre Liebe zur „Naturpoesie", wanderten durch die Regionen, befragten einfache Leute und gaben im Druck heraus, was sie an Schätzen mythischer Tradition gehoben hatten. Diesem Sammeltrieb verdankt auch das Sauerland die Bewahrung einiger Sagen bei den Grimms, bei Firmenich, Kuhn, Woeste und anderen Forschern.

Als sich Friedrich Albert Groeteken um 1920 dem Thema wieder zukehrte, jetzt ausschließlich bezogen auf die Kreise Arnsberg, Brilon, Meschede, Olpe, war noch ein Jahrhundert verstrichen, eine Epoche überdies, die zumindest seit der Gründerzeit auf technisches Denken, auf Fortschritt gebaut hatte. Selbst hier, „im bergichten, von großen Heerstraßen abseits liegenden und zunächst mit Ackerbau beschäftigten Land, das alte Sitten und Überlieferungen besser hüten kann" (Brüder Grimm), war dieser magische Weltbilder entzaubernde Rationalisierungsprozeß längst im Gange. Ihre Vorstellungen zu sammeln, hatte bisher systematisch niemand unternommen. So glich der Plan, „liebend nach ihnen zu fahnden und zu forschen", einem Entschluß in letzter Stunde.
Es wäre ja denkbar gewesen, daß Grafschafter Mönche, wenn nicht heidnisch-Germanisches, doch die christlich-mittelalterliche Sagenschicht tradiert hätten, in der ihr Klostergründer Sankt Anno eine wichtige Rolle spielte. Auch um spätere Niederlassungen ist viel Wundersames gesponnen, „geschichtert" worden. Relikte dessen geistern als weiße Jungfrauen, als umherirrende Mönche noch durch Groetekens Sammlung. Den Unterhaltungswert solcher Geschichten für lange Winterabende mögen die schriftkundigen Gottesmänner verpönt haben, ihre exemplarische Bedeutung aber wäre zu nut-

zen gewesen. Groeteken jedenfalls hat, wie die Grimms, entschieden auch bilden und erziehen wollen.
Als die preußische Regierung 1823 per Erlaß verordnete, daß Chroniken für Städte und Kirchspiel-Gemeinden anzulegen seien, wurde erneut eine Chance vertan, neben Daten und Fakten lokales Volksgut etwa über Ortsgründungen, Fehden, Kriege, Ritter, Räuber etc. zu dokumentieren. Der Oedinger Pfarrer Augustin Ritter bemerkte 1832: „Den ganzen schriftlichen Nachlaß hier notierte Pastor Georg Rüsmann anno 1670 auf einer viertel Seite des Taufbuches. Dagegen aber ist die Tradition desto reicher an meist unbedeutenden Sagen. Zuweilen widersprechen sie sich, zuweilen sind sie ungereimt und suchen gewöhnlich die Begebenheiten in uralte Zeiten zu setzen. Ich glaube meiner Pflicht am besten Genüge zu leisten, wenn ich die wenigen Tatsachen mit dem Erzählten zusammenstelle und durch alle mögliche Absonderung des Falschen vom Wahren, des Ungereimten vom Glaubwürdigen eine dürftige Darstellung des Kirchspiels Oedingen liefere." Sagen, die sich dort um das Kanonissenstift, um den Obristen von Lindloe gewoben haben, nimmt er dann aber in seine Schilderung ebensowenig auf, wie andere sauerländische Chronisten das Erzählgut ihres Bereichs.
Für Groeteken wären solche noch im 19. Jahrhundert lebendigen Mären gute Quellen gewesen. Er fand sie gelegentlich bei den Geschichtsforschern J.S. Seibertz und K. Feaux de Lacroix, kaum im Werk F.W. Grimmes, der Sitten und Gebräuche, nicht aber „Beiglauben" bewahren wollte, bis auf die hier abgedruckte Erlösungssage „Der alte Enste" auch nicht bei dem Spätromantiker J. Pape. Nur Sömer hatte 1892 in seinen „Hageröschen aus dem Herzogtum Westfalen" Wissern und Wickern Raum gegeben, H. Cordes 1906 die Heimat als „Sauerland du Träumer" apostrophiert und das sagenhafte Schicksal des Rutger vom Totenohl in Versen nachgestaltet.
Groeteken, der die vorhandene Literatur kannte, sah sich also auf „Feldforschung" angewiesen. Tatsächlich ist es ihm gelungen, noch zahlreiche Stücke mündlich zu erfragen. Verdankten die Grimms ihren Märchenfundus „der rüstigen und nicht viel über fünfzig Jahre alten Bäuerin Frau Viehmännin aus Niederzwehrn b. Kassel", nennt er uns als Gewährsleute „in jedem Ort nur wenige, nicht immer die ältesten Männer und Frauen". Ich konnte noch einige Sauerländer treffen, die von solcher Vermittlung ihrer Eltern an den Sammler wußten. Seine 134 Sagen schrieb er zu mehr als einem Viertel erstmalig auf.



Federzeichnung von Friedrich Albert Groeteken

Schulausflug 1917 mit Rektor Groeteken und Vikar Schmalohr

Dr. Dr. Groeteken war seit 1916 Vikar und Leiter der Rektoratschule in Fredeburg. Daß Lehrer nebenher wissenschaftlich arbeiteten, gehörte damals nicht zu den Seltenheiten. So hatte auch er, 1878 in Bochum geboren, 1904 in Paderborn zum Priester geweiht, bereits während seiner Tätigkeit in Hamm und in Dortmund mehrere historische und hagiographische Schriften veröffentlicht. Am neuen Wirkungsort Fredeburg betrieb Groeteken sogleich die Umwandlung der privaten Lehranstalt in eine öffentliche Stadtschule, die 1919 dem Gymnasium Warburg zugeordnet wurde. Doch endete dieses Kapitel schon 1930, denn mit der Eröffnung des Aufbaugymnasiums Schmallenberg mußte jene vierklassige Knabenschule schließen, die seit 1857 fast 900 Schüler gehabt hatte.
Ihr Rektor verließ das Sauerland, baute sich in Godesberg-Plittersdorf ein Haus, arbeitete weiter als Hilfsseelsorger und Schriftsteller. 1924 hatte er die „Fredeburger Heimathefte" gegründet und das Titularstädtchen so zum Mittelpunkt hiesiger Lokalforschung gemacht. Diese wichtige Publikation erweiterte Groeteken 1927 auf das obere Sauerland, blieb ihr Herausgeber bis 1930, schickte aber auch vom Rheinland aus noch zahlreiche Beiträge. Seine sieben Bändchen zur „Geschichte der Pfarreien des Dekanates Wormbach"

Fredeburger

Heimatblätter

1. Jahrg. 1924

Herausgegeben
von
Dr. Friedrich Albert Groeteken
Rektor der höh. Stadtschule
zu
Fredeburg i. Westf.

Druck von Phil. Glade, Schmallenberg.

erschienen größtenteils erst in den folgenden Jahren bis 1958, müssen aber ebenso wie „Das Leben des Gottseligen Pfarrers Johann Heinrich Montanus von Bödefeld" schon früher recherchiert worden sein. Denn ins Sauerland ist Groeteken nie mehr gekommen. Der verdiente Forscher starb, ausgezeichnet als Geistlicher Rat und Professor, 83jährig am 26. Oktober 1961.

Auf seinen zuerst 1921 in Dortmund erschienenen, 1926 verdoppelten und bei Philipp Glade, Schmallenberg, publizierten Sagen, deren Neuauflage im Grobbel Verlag Frau Schulte-Glade dankenswerter Weise gestattete, fußen alle späteren Sammlungen zum gleichen Stoffkreis. Groeteken traf damals die gewandelte geistige Stimmungslage der Nachkriegszeit. Mit Kulturkritik verband sie ja Rückbesinnung auf die Gemütswerte der Heimat, drängte jugendbewegt ins Freie, ins einfache Leben und entzückte sich an allem, was die urtümlichen Schichten der Seele berührt.

Sein Material hat er nur im Spätzustand, d.h. mit jenen „Würfen und Sprüngen" kennengelernt, die Herder dem Volkslied zuschreibt, die aber allen durch Generationen mündlich tradierten Dichtungsformen eignen. So versucht der Schreiber auch nicht, den rauhen, herrischen Klang der nordischen Saga zu imitieren - sie kommt übrigens nur in Spurenelementen vor - sondern erzählt auf mittlerer, Kindern zugänglicher Tonlage von einem geheimnisvollen Zwischenbereich. Er ist nicht ganz verschollen: noch jagt der ewige Jäger durch die Rauhnächte, noch werfen Hünen ihre Schatten über die Berge, noch hört man „manchmal" versunkene Glocken.

Die Bilder dieser Neuauflage illustrieren nicht einzelne Sagen, sie nehmen den Betrachter mit in die Stille der Landschaft, mit in den Zauberkreis historischer Stätten. Josef Voss drängt stets auf Genauigkeit, aber es steckt Magie hinter seinem Wirklichkeitssinn: das Unergründliche schimmert durch.

Den Herren Josef Lauber, Fredeburg, Paul-Josef Rinke, Grafschaft, Johannes Siepe, Wenholthausen, danke ich für Informationen und Dokumente zum Leben F.A. Groetekens.

Eslohe, im September 1983

Magdalena Padberg

Vorwort zur ersten Auflage

Der sinnige Sauerländer liebt die schlichte, aus der Volksseele herausgewachsene Sage. Die früher mehr als heute dem Verkehr entzogene Berg- und Waldlandschaft förderte das Entstehen der Sage, und der Sauerländer müßte seinen Charakter als Kind der Roten Erde verleugnen, wäre nicht auch er ein Träumer. Das infolge der Einsamkeit stark ausgeprägte Mitempfinden und Mitleben mit der Natur schärfte Auge und Ohr für eine durchgeistigte und vervollkommnete Naturauffassung.

Ergreifende Naturbilder liegen manchen Sagen zugrunde: der im Tal brauende, trübe Herbstnebel, der um die Bergesgipfel und durch die düsteren Wälder brausende Sturmwind, die tiefhängenden, grauen Wolken, die der Novembersturm peitscht, das in den Bergen dröhnende Gewitter, der die Landschaft in ein Leichentuch schlagende Winter, all dies weckte die Natursagen, die, manchmal freilich verblaßt und getrübt, ihr Urgepräge deutlich an der Stirn tragen.

Auch die einsame Beschäftigung des Kohlenbrennens und der Waldarbeit, des mühsamen Grabens am Bergeshang und in der Grube, weckte und förderte die Sagenbildung. Verborgene Grenz- und Grabsteine, verwitterte Kreuze und Bildstöcke regten die Beobachtung an und suchten nach einer Erklärung. Wald und Wasser, Höhlen in Kalk und Schiefergestein belebten sich mit Hollen und Hexen, mit Zwergen und Riesen. Aus der Zeit, ehe das Christentum durch die Benediktiner Eingang im Sauerland fand, stammen noch manche dieser mythischen Sagen, die so den Kern der Volkssage in sich bergen.

Gern ward die Sage von den alten Leuten am lodernden Herdfeuer erzählt, und den Kindern ward so der Lohn der guten Tat und die Strafe für das Böse an packenden Beispielen vor Augen geführt: So haben wir die ethischen Sagen vor uns, deren hoher sittlicher Wert für die Erziehung nicht verleugnet werden kann.

Die Sagen begleiten das Volkskind durchs Leben, zeigen ihm die Helden seines Stammes in verklärtem Lichte, trösten es im Leid, lassen ihm Haus und Heimatherd lieb und wert erscheinen, und werden ihm zu einem wesentlichen Bestandteil seines geistigen Besitzes.

Gleich verborgenen Veilchen blüht manche uralte Sage im stillen Bergdorfe des Sauerlandes. Manche erstarb, weil sie nicht gepflegt ward, oder verkümmerte zur Unkenntlichkeit. Liebend bin ich darum den Spuren der Sage nachgegangen, wo immer ich sie fand,

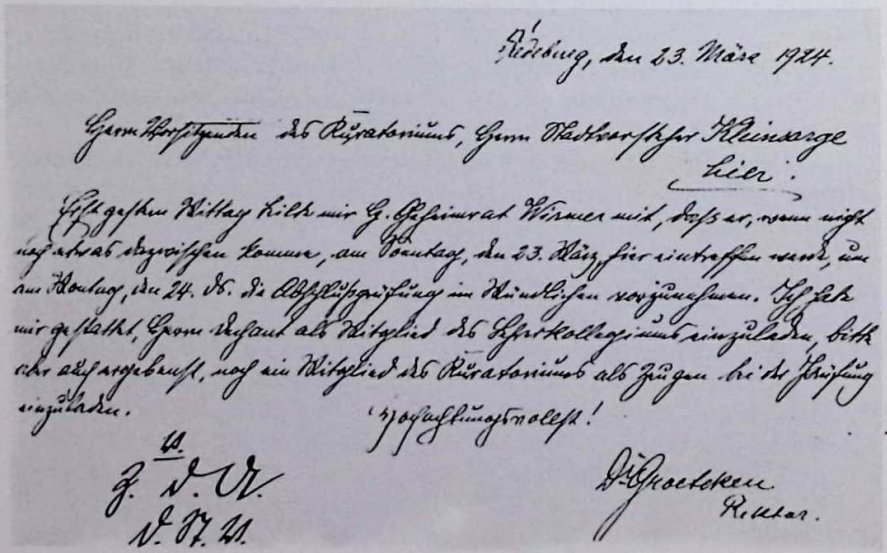
habe nach ihr gefahndet und geforscht, habe auf den leisen Atemzug und den manchmal kaum merklichen Pulsschlag der Volksseele gelauscht. So verstand ich, wie auch dem schlichten Kinde der sauerländischen Berge die Volkssage oft die verblaßte oder vergessene Geschichte seines Landes ersetzte und seine rauhe Heimat ihm verschönte und verklärte.

Um die Sagen nun als Vorbereitung oder Ergänzung des Geschichtsunterrichts der Jugend des Sauerlandes in ausgedehnterem Maße als bisher darbieten zu können, habe ich diese Sammlung unternommen. Viele Sagen sind bisher ungedruckt, viele Sagen auch, darüber hege ich gar keinen Zweifel, liegen noch ungehoben im goldenen Schrein der biederen Volksseele. Für jeden Wink und jede Ergänzung wäre der Verfasser dankbar.

Der Zweck dieses Büchleins ist vor allem, der Schule die hohe Aufgabe, die Sage der Erziehung und dem Gesinnungsunterricht dienstbar zu machen, zu ermöglichen.

Es ward von unseren Vätern in Treue uns vermacht,
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern erwerben sie aufs neu',
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibet treu.

(Adalbert von Chamisso)



Rüdeburg, den 23. März 1924.

Herrn Vorsitzenden des Kuratoriums, Herrn Stadtvorsteher Kleinsarge
hier.

Erst gestern Mittag teilte mir G. Geheimrat Wirmer mit, daß er, wenn nicht noch etwas dazwischen komme, am Sonntag, den 23. März hier eintreffen werde, um am Montag, den 24. ds. die Abschlußprüfung im Mündlichen vorzunehmen. Ich habe mir gestattet, Herrn Dechant als Mitglied des Lehrerkollegiums einzuladen, bitte aber auch ergebenst, noch ein Mitglied des Kuratoriums als Zeugen bei der Prüfung einzuladen.

Hochachtungsvollst!

Z. d. A.
d. St. V.

Dr. Groetzken
Rektor.

Vorwort zur zweiten Auflage

Schon lange war die erste, im Jahre 1921 erschienene und von der Kritik sehr günstig aufgenommene Auflage dieses Buches vergriffen. Die in den Besprechungen gewünschten Ergänzungen sollten, soweit möglich, in der zweiten Auflage Berücksichtigung finden, und darum verzögerte sich deren Herausgabe. Sie ist um mehr als die doppelte Zahl Sagen aus allen vier Kreisen des kurkölnischen Sauerlandes vermehrt worden. Viele der neu aufgenommenen Sagen sind auch in dieser Auflage zum erstenmal gedruckt, wie die Quellennachweise bestätigen. Einige von ihnen habe ich erstmalig in den von mir (seit Januar 1924) herausgegebenen »Fredeburger Heimatblättern« veröffentlicht.

Gegenüber der ersten Auflage trat eine Erweiterung außerdem durch die einen Überblick über den Sagenschatz des Sauerlandes bietende Einleitung ein, deren Hauptzweck ist, dem Lehrer für die Verwertung der Sagen in dem Unterricht eine praktische Handhabe zu bieten. Quellennachweise ermöglichen sowohl die Vertiefung und geschichtliche Entwicklung, als auch die Verbindung der Sauerlandsagen mit dem Volksgut anderer deutschen Gaue aufzuweisen.

Die Ausstattung dieser zweiten Auflage ist gleichfalls bedeutend besser, als die der ersten, schon im Beginn der geradezu verhängnisvollen Geldentwertung erschienenen Auflage.

Möge das Buch dazu beitragen, den reichen belebenden Gehalt der Volkssagen des Sauerlandes in möglichst weite Kreise, besonders auch in die Herzen der Jugend zu tragen. »Die Sage ist,« wie Ludwig Uhland so schön sagt, »ein Lagerfaß voll edlen, alten Weines; wann er angesetzt worden, weiß niemand mehr; jeder sonnige Herbst bringt ihm frischen Aufguß, und vom ersten Stoff ist wohl nichts mehr vorhanden, als der immer duftende Geist.«

Fredeburg, den 3. Februar 1926

Dr. Groeteken

Einleitung

Das Sauerland ist überreich an frischsprudelnden Quellen des Volksglaubens und der Sagen. In dieser Beziehung hat es seinen Namen als Quellenland vollauf verdient. Die Bewohner erzählen ihre Geschichten keineswegs unter dem Namen von »Sagen«, sondern einfach als von den Altvordern überkommene, wertvolle Überlieferungen. Und auch keineswegs alle Bewohner sind dazu befähigt, sondern in jedem Orte sind es nur wenige, nicht immer die ältesten Männer und Frauen, deren gelöste Zungen solche »Geschichtchen« den schweigsamen Zuhörern zu übermitteln wissen. Bei dem redekargen Charakter des Sauerländers braucht es auch nicht wunder zu nehmen, daß er seine Sagen nur ungern fremden Ohren preisgibt.

Der Sagenschatz des Sauerlandes bezieht sich nicht nur auf die engere Heimat. Mit Vorliebe weist er auf ferne Orte und weitab im Sauerland ehedem verstorbene Menschen, über die er geheimnisvoll berichtet. Ein Gelehrter hat sich darüber gewundert, wie sich so auffallende Anklänge an das im Norden entstandene Eddalied finden. Natürlich hat die Sage, trotz des fernen Ursprungs, heimisches Gewand angelegt und dadurch gleichsam Schutzfärbung erhalten. Die Sage scheint dann im eigenen Lande entstanden zu sein und trägt das Gepräge heimischer Eigenart. Die Götterbrücke bei Fredeburg! In nebelhaftem Schimmer zieht sie sich von der Robbeke zum Rothaargebirge hin; auf ihr sind die heidnischen Götter der Franken ehedem vor dem Christentum in das noch heidnische Sachsenland geflüchtet. Wolkengleich kann man bisweilen die Götter auf dieser Brücke einherwandeln sehen. Alle diese Einzelzüge erinnern lebhaft an das Lied der Völuspa in der älteren Edda! Es ist die uralte nordische Weissagung von der Götterdämmerung, schon um 1200 von Snorro Sturleson in einem zusammenhängenden Sagenbuch umgearbeitet. Wie kommt nun diese Sage aus dem Eddaliede ins Sauerland? Gleich den Männern wandern die Sagen über weite Länder und Gegenden, überspringen ganze Gebiete und setzen sich dann irgendwo fest, wo sie dem Menschenschlag entsprechend am tiefsten Wurzeln schlagen können. So fand auch die Sage von der Götterbrücke in früher Zeit günstigen Boden und wurde bei uns bodenständig.

Am weitesten verbreitet ist im Sauerlande die Sage von den Hollen oder Schanhollen. Es sind kleine, freundliche Wesen, die aber selten

jemand zu sehen bekam. In abgelegenen Schluchten und Höhlen, in verlassenen Schächten und unbekannten Schlupfwinkeln hausten sie und erwiesen dem Menschen manchen Gefallen. Sie fütterten das Vieh oder halfen bei der Ernte, hegten die Kinder und raubten sie bisweilen, um sie später reichbeschenkt den Eltern zurückzugeben. Mancher Vorübergehende vernahm des Nachts aus ihren Höhlen fröhlichen Gesang und liebliche Musik. Sowohl allzugroße Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, als auch hartes und liebloses Wesen der Menschen, vor allem aber die Ausbreitung des Christentums haben sie aus den heute öden Höhlen vertrieben. Wohin sie gewandert, weiß keiner zu sagen.

Die Veranlassung zu diesen Sagen boten offenbar die vielen Kalkhöhlen des Sauerlandes, die sich seit alters in allen Kreisen befinden und von denen heute immer noch neue entdeckt werden, ebenso verfallene Steinbrüche oder eingestürzte Schächte von Erz- und Schiefergruben. Was die Saligen in Kärnten, das sind die Hollen im Sauerlande. Auf den Höhen der Berge, von denen bei gewaltigem Unwetter durch Regen und Sturm viel Unheil in die Täler getragen wurde, hausten die den Menschen an Kraft überlegenen, ihnen feindseligen Riesen. Richten sie sich auf, so bebt die Erde, die Wasser rauschen und die Menschen erschrecken. Bisweilen knüpfen diese Sagen an verlassene alte Rittersitze an, deren Bewohner man sich in übermenschlicher Größe dachte. Hier hat die Sage geschichtliche Grundlage, wie wir das bei den Riesen auf dem Wilzenberge, wo heute noch die Überreste einer uralten Wallburg zu sehen sind, und bei dem Ursprunge des Geschlechtes von Fürstenberg in der Nähe von Neheim erkennen.

In vielen unfruchtbaren Tälern, in denen die Bewohner auf den Betrieb der Gruben angewiesen waren, um bei dem armseligen Ertrag des Bodens ein kärgliches Auskommen zu erringen, entstanden nach dem Aufhören des Bergbaues die Sagen von den emsigen Zwergen. Verborgene Adern von Gold und Silber bearbeiteten sie und häuften so unermeßliche Schätze auf. Stolze Zwergenschlösser, ausgestattet mit fabelhafter Pracht, erstanden auf und in der Erde und reizten die Habgier verbrecherischer Menschen. Aber kaum waren sie nach vieler Mühe und Arbeit dem Ziele nahe, da versank oft durch ein einziges Wort der übermütigen oder ängstlichen Knappen der Reichtum spurlos in die Tiefe. Mag auch manche Erzählung vom Reichtum einiger Orte in früherer Zeit wenig glaubwürdig sein, so ist es doch erwiesen, daß die Berge des Sauerlandes manch wertvolles Erz gebor-

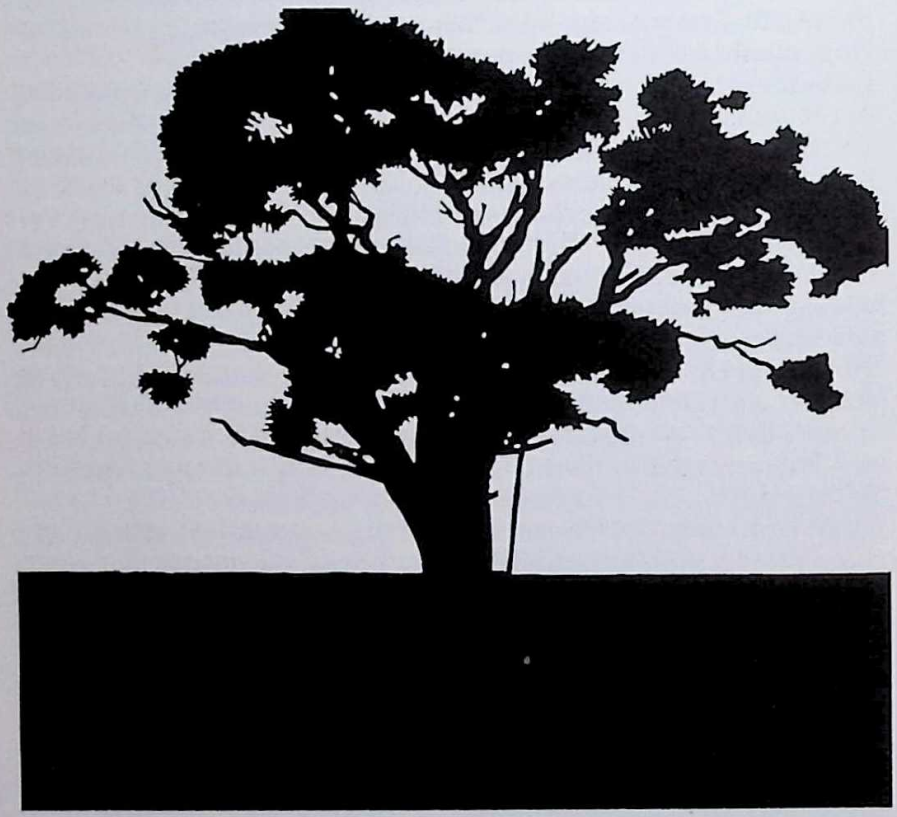
gen haben. Die Erinnerung daran veranlaßt heute noch Schürfungen und Bohrungen. So entsteht die Sage vom Zwergenschloß, das unzugänglich heute im Astenberge noch prangen soll.
Bisweilen treten in der Erde verborgene Schätze aus der Tiefe an die Oberfläche und locken habgierige Menschen an. Das Geld- oder Goldfeuerchen, das leuchtend und gleißend wie reines Gold erscheint, schwindet aber unter den Händen ruchloser Menschen, sobald sie es zu ergreifen trachten, während es die guten Menschen reichlich belohnt. Es ist der Fluch der unseligen Geldgier, die in der Sage ihre gerechte Würdigung empfängt. Fiel dem Volke die seltsame Gestalt von Felsen oder Steinen, besonders aber Eindrücke an ihnen auf, so brachte es die eigenartigen Zeichen gern mit dem Teufel in Verbindung. Er ist ja ein im Verborgenen schleichender Unhold, von dem nur die üblen Taten gesehen werden, keineswegs aber er selbst. Wenn er sich aber zeigt, dann ist es in der Gestalt eines kleinen übermütigen Koboldes, der auf Türmen sitzt und weithin sein Reich überschaut. Nichts haßt er mehr als das Geläut geweihter Glocken, darum sucht er die kirchliche Taufe der Glocken zu verhindern, wie er das zu Drolshagen getan hat, oder aber er muß beim ersten Klang in die Tiefe fahren, wie er auf der Fredeburg in den tiefen Brunnen stürzte. Selbst auf den Kanonen der Franzosen zeigte sich der kleine aber zentnerschwere Unhold, als man sie im Teufelsloch bei Fredeburg hinaufziehen wollte. Bisweilen aber besaß der Teufel die Gewalt, Kirchenglocken zu entführen und in einen tiefen Pfuhl zu versenken, wie es bei der Glocke zu Drolshagen geschah.
Bei diesen Sagen vom Teufel, der den Glocken feindlich gesinnt ist, handelt es sich wieder um Wandersagen, die sich sowohl in Nord- wie in Süddeutschland vorfinden. Ja selbst über Deutschlands Grenzen hinaus erzählt man eben dieselben Sagen.
Genau so wie von der versenkten Glocke zu Drolshagen berichtet die Sage von der Glocke zu Warendorf an der Ems, ferner von der Glokke zu Kirchlengeren im Kreise Herford, von der zu St. Odilienberg bei Roermond, von der auf der Brede, zu Harsewinkel und verschiedenen im Bergischen. Man zählt eine ganze Reihe von Glockenkuhlen oder Glockenlöchern, die ähnlichen Erzählungen ihren Beinamen verdanken.
Weit schwieriger gestaltet sich die Erklärung so mancher geschichtlichen Sagen, die sich an Personen oder Orte knüpfen. Auch ihrer hat sich die Sage und auch die Wandersage bemächtigt. Zu den schönsten dieser Art zählt der getreue Ritter auf dem Klusenstein, der hinaus-

gezogen war, um mit dem Kreuzheere das Gelobte Land wiederzuerobern. Er fällt in die Sklaverei des Sultans; aber ebenso fest wie seine Treue ist die seines sich um ihn härmenden Weibes, das trotz aller Leiden und aller Lockungen auf ihn harrt, bis er glücklich heimkehrt. In der an vielen Orten heimischen Sage finden wir stets denselben Grundgedanken wieder, ein Loblied auf das Wort der Schrift über ein »starkes Weib«. In Volksliedern des 16. Jahrhunderts klingt das gleiche Motiv, wie auch bei Schiller (Die Bürgschaft), bei Uhland (Bertran de Born) und Geibel (Gudruns Klage).

Es braucht nicht wunder zu nehmen, daß die Sage in den ersten Zeiten des Christentums besonders stark eingesetzt hat. Im Sauerlande geschah die Bekehrung durch Benediktinermönche; daher knüpft die Sage an den heiligen Bonifatius an, der zu Wormbach ein Kirchlein gegründet haben soll. Auffallend ist, daß ebendort eine Verwandte des Heiligen, Walburga, jetzt noch besonders gegen Augenleiden verehrt wird. Die Legenden gehören zu den Gründungssagen, ebenso wie jene, die von der Gründung Bödefelds erzählt wird und mit dem heiligen Ludger, Abte von Werden an der Ruhr, in Verbindung gebracht wird. Ludger soll hier einen Toten zum Leben erweckt haben, der Bodo hieß. In Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts wird Bödefeld stets Bodovelde geschrieben, und das Volk erklärt sich den unverstandenen Ortsnamen durch Bildung von Sagen. Ähnliche Erklärungen von Ortsnamen finden wir noch öfter.

Das Vordringen des Christentums im heidnischen Sachsenlande ließ die alten Opferstätten der Götter allmählich vereinsamen. Allein diese Stellen wurden mit seltsamer Scheu vom Volke gehegt und gehütet, und einige haben sich in undurchdringlichen Wäldern und in abgelegenen Schluchten bis zur Gegenwart erhalten, wie der Altarstein bei Latrop, der Heidenstock bei Schmallenberg und die Opferhecke bei Medebach.

Auf engem Raume lassen sich nur kurze Andeutungen geben von dem überreichen Borne, der seine gesunden, lebensfrischen Wasser in das gesegnete Sauerland ergießt. Glücklich, wer sie zu kosten versteht!



Sagen des Kreises Meschede

Das Hollenloch zu Velmede

In stürmischer, finsterer Nacht zog einst Veleda, die berühmte germanische Seherin aus dem Stamme der Brukterer, in die große Bogenhalle über der Stadt Velmede ein. Bisher hatte die ehrfurchtgebietende Gestalt der Drude auf einem Turme am unteren Laufe der Ruhr gewohnt. Vor den Verfolgungen der Römer zog sie flußaufwärts, um in der Velmeder Höhle der Weissagung geheimnisvolle Gabe zu pflegen. Hierhin kamen die Menschen von weit und breit, warfen sich nieder in der weiten Höhle und starrten nach dem dunklen Schlunde, der im Hintergrund der Höhle senkrecht in die Tiefe führt. Wirft man einen Stein hinab, so schlägt er hundertmal am Felsgestein auf, ehe er plätschernd tief unten in dunkelrauschenden Gewässern verschwindet.

Aus diesem Spalt kam die ernste Seherin, wenn sie, weit vorgebeugt, den Willen der ewigen Götter im zischenden, kochenden Grunde erfahren hatte. Heute noch rufen die Jungfrauen in den Spalt hinab: »Veleda, gib mir einen Mann,« und von unten herauf antwortet es stets: »Han!«

Später ist man in den Spalt hinabgestiegen, trotz der unten drohenden Wasser, und fand eine Seitenkluft, durch die man in eine große, weite und herrliche Höhle gelangte. Sie war prächtiger als die obere Höhle, ringsum verziert durch die eigenartigsten, feuchtglänzenden Tropfsteingebilde, die von Decken und Wänden herabhängen.

Vieles weiß man aber auch von den weißen Jungfrauen, den Hollen, zu erzählen, die gleich der Veleda die Zukunft in dieser einsamen Berghöhle erforschten, woher sie noch heute den Namen Hollenloch führt.

Der Wallenstein bei Calle

Von der Bahn aus sichtbar erhebt sich unweit Calle der Wallenstein, auf dem ehedem eine von Riesen bewohnte Burg gestanden, deren Ruinen heute noch vorhanden sind. Einer dieser Riesen soll mit einem Fuße auf dem Wallenstein, mit dem anderen auf der Berger Burg gestanden und sich im Wennefluß gewaschen haben. Als die

Grafen von Arnsberg die Feste auf dem Steine erobert und zerstört hatten, stiegen zwei Söhne des Besitzers aus den verödeten Hallen hinab und gründeten zwei Höfe, die gegenwärtig noch erhalten sind. Den älteren der Brüder, der klein von Gestalt war, nannte man als Besitzer der Burg das Herrchen, und darum heißt der Hof noch heute der Herkenhof. Den jüngeren Bruder Hans hießen die Leute Hänschen, und dessen Gutshof blieb im Besitze seiner Nachkommen bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts, um dann in das Eigentum der Familie Seemer überzugehen, der er heute noch gehört. Diese fand noch zahlreiche Münzen und uralte Werkstücke, die nach Arnsberg gekommen sind. Aus den Trümmern der Burg auf der Höhe sah man oft in der Nacht eine meterhohe Flamme emporsteigen, die sich in der Nähe stets verlor. Auch hat man oft eine seltsame Jungfrau aus den Ruinen steigen und diese nächtlicherweile umschweben sehen. Unterirdische Verließe, deren Zugang nur Eingeweihten bekannt war, bargen noch in der Neuzeit seltene Kostbarkeiten, sind aber in fremde Hände geraten und seitdem verschwunden.

Die Hollen auf Haus Hellern

Auf dem Wege von Meschede nach Enkhausen liegt hart an der Talsperre der Henne, teilweise im See begraben, der Hof Hellern. Auf dem einsamen, rings von Bergen umgebenen Gute hausten ehedem, als noch niemand an die Talsperre dachte, die arbeitsamen, scheuen Hollen. Man sah sie nur äußerst selten, umso wirksamer erfuhr man aber ihre segenbringende Tätigkeit bei der Frühjahrsbestellung und Herbsternte. Als treue, hilfsbereite Wesen bewährten sie sich auf dem Hofe, bis die Talsperre ihre Wasser über Immenhausen und die Wege und Fluren von Haus Hellern ergoß.

Von der Zeit an vollzog sich eine Veränderung auf Haus Hellern; die Hollenhöhle war teilweise von den Fluten der Talsperre durchströmt, und so trat auch eine Umwandlung in dem Wesen der kleinen zierlichen Geschöpfe ein. Sie badeten oft und gern, und aus den Hollen wurden Nixen, die im Sonnenschein auf- und niedertauchten, ihr goldenes Haar strähnten, oder dem Fischer in die Tiefe winkten. Ein neues Reich hat sich ihnen aufgetan, in dem sie als seelenlose Wassergeister ein vergnügtes Leben fristen.

Der Hexenstein bei Marpe

In einem Walde bei Marpe fand ein Landwirt einen eigenartigen, breiten und niedrigen Stein. Er lud ihn auf seinen Karren und brachte ihn nach Hause, damit er vor dem Hauseingange als Treppenstein diene. Schon bald gewahrte man seltsame Eigenschaften an dem Steine. Schritt ein Mensch hinüber, so schien der Stein unter seinen Tritten zu Gummi zu werden. Man schwankte darauf hin und her wie auf unsicherem Kahne. Trat eine Kuh oder eine Ziege darauf, so sanken die Hufe tief ein, als sei der Stein von weichem Lehm. Selbst Hund und Katze scheuten hinüber zu schreiten, weil sie wie von unsichtbarer Hand emporgeschnellt wurden.
Da ward den Hausbewohnern angst und bange vor der Zaubermacht des Steines, und sie entschlossen sich, ihn sofort zu entfernen. Doch lange widerstand er allen Kraftanstrengungen, indem er immer wieder den Händen entglitt und sich vor die Schwelle legte. Nach vieler Mühe brachte man ihn endlich in den nahen Wald. Heute noch liegt er dort, und auf ihm sieht man deutlich die ausgeprägten Fußstapfen der verschiedenen Tiere, die auf ihn getreten.

Die weißen Jungfrauen zu Oedingen

Der letzte Stuhlherr des alten Freigerichts zu Oedingen besaß das einstige adelige Gut zu Oedingen, von dem noch heute die Überreste des früheren Burghauses als Ruinen in der waldigen Eickert liegen. Dieser letzte Stuhlherr hieß Franz Joseph Becker und starb 1821.
Schon zu seiner Zeit nahm man seltsame Erscheinungen in den alten Ruinen wahr. Besonders zur Nachtzeit umrauschte es die Mauern mit eigenartigem Flügelschlage, und geheimnisvolle Gestalten schienen ihr Heim dort aufgeschlagen zu haben. Man mied darum den unheimlichen Ort, an dem die Geister versunkener Adelsgeschlechter zu hausen schienen.
Nach dem Tode des letzten Stuhlherrn und Patrimonialrichters aber nahmen die Erscheinungen bestimmtere Formen an. Wer spät abends im Mondenschein durch die Eickert schritt, konnte bisweilen zwei zarte, weißgekleidete Jungfrauen über den epheuumrankten und moosbewachsenen Mauern in leichtem Reigentanze auf- und abschweben sehen. Wie in duftigem Fangspiele näherten sie sich einander, um dann ebensoschnell wieder vor einander zu fliehen. Nur

wenn ein Wanderer es wagte, kühn auf sie zuzugehen, hoben sich die lichten Gestalten in die Höhe, um wie weiße Nebel in der silberigen Nachtluft zu zerflattern.
Noch heute führen die beiden Jungfrauen an mondhellen Abenden über den Burgruinen ihren Elfentanz auf.

Die Zauberhose des Obristen von Lintloe

Auf Haus Valbert bei Oedingen, dem Stammsitze der Familie von Lindloe, der später Kettlers Platz genannt wurde, hauste einst der im dreißigjährigen Kriege weithin bekannte und vielgefürchtete Generalwachtmeister in Westfalen, Jan von Lintloe. Er hieß allgemein der starke Lindloe, da ihn niemand zu überwinden vermochte. Mit übermenschlicher Stärke verband er rücksichtslose Härte und Gefühllosigkeit. Er eignete sich Güter an, die ihm nicht gehörten und kannte kein Erbarmen mit hilfsbedürftigen Menschen. Selbst seine edle Gemahlin litt immer mehr unter seiner Grausamkeit.
Lange Jahre blieb es ein Geheimnis, woher Jan von Lintloe seine ungewöhnliche Stärke besitze. Eines Tages aber erfuhr seine Gattin, der er es in guter Laune verraten hatte, daß alle Kraft von einer täglich getragenen Zauberhose ausgehe, ähnlich wie Siegfried die Unsichtbarkeit aus der Tarnkappe des Zwerges Alberich gewann.
Die vielen Feinde des grausamen Obristen trachteten ihm schon lange nach dem Leben. Sie fürchteten sich aber zu sehr vor ihm, bis eines Tages die Gemahlin von Lintloes, Susanna von Spiegel, ihnen das Geheimnis der Zauberhose verriet. Sie war auch bereit, ihnen durch das Spielen der Harfe kundzutun, wenn er die Zauberhose abgelegt habe. In der folgenden Christnacht nun vernahmen die bewaffneten, im Burghof versteckten Feinde aus dem Schlafgemach die lieblichen Harfenklänge eines Weihnachtsliedes. Sie stürmten herauf und überwanden den Obristen, bevor er sich anzukleiden vermochte. Sie ermordeten ihn sogar, ohne ihm Zeit zur Bekehrung und Aussöhnung mit Gott zu lassen.
Seit jener Christnacht wanderte nun der Obrist als Spuk auf Haus Valbert und zwar so beängstigend für die Bewohner, daß er in den nahen Wald gebannt werden mußte. Jährlich darf er dem Hause Valbert nur einen Fuß lang näher kommen. Die Bewohner der Gegend hoffen, daß er von seinen Verbrechen erlöst sein wird, bevor er das Haus erreicht hat.

Der Predigtstein bei Serkenrode

Steigt man von Serkenrode zur Höhe empor, um über Ramscheid nach Obermarpe zu gelangen oder auch um nach Dormecke zu gehen, so sieht man inmitten einer Tannenpflanzung eine einsame Buche ihre weitragenden Äste schirmend über einen mächtigen Stein ausbreiten. Er mißt bei eineinhalb Meter Länge fast eine gleiche Breite und eine Dicke von einem Viertelmeter.
Ehedem zog die Prozession von Serkenrode hier hinauf und machte unter der einsamen Buche halt. Über dem »Priärgestein« ward ein kleiner Altar zum Segen errichtet, und da hier auch die Predigt gehalten wurde, stieg der Geistliche auf den Stein, während das lauschende Volk sich rings im Schatten der Buche niederließ. So erhielt der Stein im Volksmund den Namen »Priärgestein«.
Als die Prozession nicht mehr hier hinaufzog, vereinsamte der altersgraue Stein immer mehr, bis ein Bauer aus Dormecke ihn zu praktischen Zwecken ausersah. Er schloß ihn hinter ein Pferdegespann, schleifte ihn hinunter nach Dormecke und brachte ihn als Schwellenstein vor seinen Kuhstall. Doch diese Entweihung sollte schlimme Folgen für den sparsamen Bauern zeitigen. Sobald ein Kind von ihm hinüberschritt, sank es mit dem Fuße ein und brach ein Bein. Dasselbe geschah mit einer Kuh und einem Kalbe. Sogar ein stolzer Gockel mußte daran glauben.
Der erschrockene Bauer aber spannte alsbald bei kluger Erkenntnis der Strafe für seinen Frevel ein Pferd vor den entweihten Stein und schleifte ihn wieder an seine alte Stelle. Heute noch liegt er dort und trägt sichtbar die Spuren des eingedrückten Hufes der Kuh und des Kalbes, eines Kinderschuhs und sogar einer Hahnenpfote.

Der Fredeburger Gograf zu Dorlar

Seit dem Jahre 1688 wohnte zu Dorlar der Kurfürstliche Gograf Johannes Reutz der Ältere, der Jahrzehnte lang auch zu Dorlar mit seinen beiden Scheffen zu Gericht saß und Gewalt über Leben und Eigentum der Bewohner des ehemals sehr ausgedehnten Amtes Fredeburg ausübte. Ein starker, finsterer Mann von rücksichtsloser Strenge, erwies er sich keineswegs als Freund der Religion und übte die ihm verliehene Gewalt oft zu seinem eigenen Vorteil aus. Arm war er nach Dorlar gekommen und starb als vermögender Mann. Wie er das

Hubertusgut der Dorlarer Kirche widerrechtlich in seinen Besitz brachte, so schonte er auch des Eigentums der Leute nicht.
Eines Tages ritt er finster brütend vor vier Knechten mit Pferd und Wagen nach Frielinghausen, um eine mächtige, gefällte Eiche, deren er zu einem Umbau benötigte, abzuholen, ohne die Genehmigung des Eigentümers nachgesucht zu haben. Als er zu der Eiche gekommen, sah er zu seinem Erstaunen einen fremden, seltsam gekleideten Mann auf dem Baumstamm sitzen. Er blieb unbeweglich in seiner Stellung und schaute den Grafen mit durchdringendem Blicke an. Schon wollten die Knechte auf einen entschiedenen Wink des Grafen den Fremden von seinem Sitz entfernen, als der Graf plötzlich den unheimlichen Menschen erkannte. Unwillkürlich riß er sein Pferd zurück, denn auf dem Holze saß der Herr der Hölle. Ohne ein Wort zu sagen, aber leichenblaß, gab er den Knechten einen Wink, sofort umzukehren. Er selbst wandte das Roß und jagte in gesprengtem Galopp, wie vom Teufel verfolgt, ohne einen Blick rückwärts zu werfen, seinem Hofe in Dorlar zu.
Es heißt, daß der grimme Graf von da an rücksichtsvoller gegenüber dem Eigentum des Nächsten geworden sei.

Graf Vogt zu Niederberndorf

Hinter dem Hogrebenhof zu Niederberndorf, wo bis zu seinem Tode 1787 der Fredeburger Graf Johann Anton Vogt gewohnt, schreitet in mondhellen Nächten ein großer Mann in weißem Haare und altmodischer Tracht einher. Hinter den Gärten geht er bis zur Arper Mühle und wieder zurück. Es ist Graf Vogt, den man am Dreimaster auf dem Kopfe, der doppelten Reihe blanker Knöpfe am Rock, den kurzen Hosen und den Schnallenschuhen deutlich zu erkennen vermag.

Die Hexen zu Osterwald

Zur Zeit, da die mit dem Teufel in Verbindung stehenden Hexen im oberen Sauerlande ihr Unwesen trieben, sollen auch einige von ihnen nahe dem Hilgenborn zu Osterwald gewohnt haben. Gewöhnlich gaben sie sich als gutmütige und harmlose Frauen aus, die treu und fleißig ihren Pflichten nachgingen, ohne daß man ihrem bösartigen Treiben auf die Spur gekommen wäre.

Zu gewissen Zeiten aber nahmen sie mit Hilfe ihres höllischen Freundes eine veränderte Gestalt an und trieben sich gemeinsam als lustige, aber auch lästige Katzen in den Bauernhäusern Osterwalds umher, jagten die Treppen hinauf und herunter, tollten mit wüstem Lärm über die Kornböden, schlichen sich in die Räucherkammern und stahlen Fleisch und Wurst, naschten an den Milchtöpfen , strichen um die im Haushalt tätigen Frauen herum und stimmten ihre steinerweichenden Lieder an.
Das ward einer empfindlichen Hausfrau allgemach doch zu toll. Sie setzte einen Topf mit Wasser auf den Herd und goß den kochenden Inhalt über die sie belästigenden Katzen, sodaß sie kreischend davon liefen. Es sollen etwa fünf bis sechs Katzen gewesen sein, denen die Vorderpfoten verbrannten. Am anderen Tage hielten sich ebensoviele Frauen, denen die Arme verbrannt waren, scheu in den Häusern auf. Seitdem kannte man die Hexen Osterwalds. Was dann mit ihnen geschehen, ob sie lebendig verbrannt wurden, wird leider nicht berichtet.

Die Hollenfelsen bei Bödefeld

An der Landstraße nach Bödefeld ragen, überdeckt von dichtem Walde, kahle, einsame Felsen. So einsam es jetzt dort ist, so lebendig ging es einstens in ihnen zu. In den Felsenhöhlen hausten ehedem kleine, zierliche Wesen, die nach verborgenen Schätzen suchten. Mit den Kindern der Nachbarschaft hielten sie gute Freundschaft, wenn diese ihre Weidetiere in die Nähe trieben. Sie spielten und scherzten mit ihnen, gaben ihnen auch golddurchzogene Steine, während eine der Hollen die Tiere hütete. Es heißt, daß einige Kinder aus Bödefeld durch diese Geschenke später zu Reichtum gelangt seien. Ging man in wichtigen Angelegenheiten zu ihnen, so wußten sie immer Rat und Hilfe.
Einsame Wanderer wollen des Nachts einen zarten, mehrstimmigen Gesang wie aus weiter Ferne vernommen haben, dem sie nicht lange genug lauschen mochten. Die prunkenden Säle im Berginnern hat niemand gesehen. Als aber einmal rohe Burschen in die Höhlen der kleinen Bergbewohner eindrangen, um zu rauben und zu plündern, da verschütteten die Hollen die Eingänge, sodaß sie nicht mehr zu finden waren. Mit all ihren Schätzen zogen die Hollen in der folgenden Nacht in die Fremde.

Wie durch den heiligen Ludger der Ort Bödefeld gegründet wurde

Nach dem heiligen Bonifatius ist es besonders der heilige Ludger gewesen, der aus Friesland gebürtig und in Köln 776 zum Priester geweiht, nicht nur in Friesland, sondern auch in Sachsen eine ausgedehnte Tätigkeit als Missionar entfaltet hat. Er gründete die Abtei Werden an der Ruhr, wurde im Jahr 802 Bischof von Münster, starb aber schon im Jahre 809 in Billerbeck, wo heute ein herrlicher Dom zu seiner Ehre sich erhebt.
Ein Nachfolger des Heiligen auf dem Bischofsstuhle zu Münster, der im Jahre 849 gestorbene Bischof Altfried, erzählt in dem Leben des heiligen Ludger, wie der Ort Bödefeld entstanden ist.
Als der Heilige einstmals von der Abtei Werden aus eine Reise zum Hessenlande machte, kam er durch eine Gegend, in der gerade ein Mann namens Bodo, der dort einen Hof besaß, gestorben war. Der heilige Ludger betete lange und inbrünstig für den Verstorbenen, und siehe da, der Leichnam richtete sich auf, erhielt wieder Leben und ward als gesunder Mensch den Seinen zurückgegeben.
Die Dankbarkeit der Angehörigen gegenüber dem nach Fritzlar weiterziehenden Heiligen war sehr groß. Um die Erinnerung an das Wunder für immer lebendig zu erhalten, errichteten sie ein mächtiges steinernes Kreuz. Seitdem hieß der Ort Buddonveld, woraus später der Name Bödefeld entstand. Hier muß auch schon bald eine Kapelle oder ein Kirchlein entstanden sein, da schon im Jahre 1072 die Kirche zu Bödefeld genannt ist, die durch den heiligen Anno der neugegründeten Benediktinerabtei Grafschaft geschenkt wurde.

Die schwarze Hand zu Bödefeld

In der Freiheit Bödefeld lebte einst eine Mutter, die ihre Tochter so übermäßig liebte, daß sie ihr allen Willen ließ. Jeder Wunsch wurde ihr erfüllt. Als aber einmal die Mutter einen Wunsch des Mädchens nicht erfüllen konnte, streckte es vermessen die Hand wider die Mutter aus und schlug sie ins Gesicht. Was es einmal gewagt, versuchte es immer wieder, bis es in jungen Jahren schon sterben mußte.
Man begrub das unartige Mädchen auf dem Friedhof neben der alten Pfarrkirche zu Bödefeld. Wie erstaunte aber der Küster, als er nach einigen Tagen in der Morgenfrühe, während er sich zum Angelusläu-

ten in die Kirche begab, die rechte Hand des Mädchens aus dem Grabe herausgestreckt fand. Er eilte zu Pfarrer Montanus, um es ihm zu berichten. Sofort eilte dieser hin und verbarg die Hand wieder im Grabe. Nach einigen Tagen jedoch ragte die schwarzgewordene Hand wieder aus dem Grabe hervor. Abermals ward sie durch Pfarrer Montanus in das Grab zurückgelegt. Als sie aber immer wieder zum Vorschein kam, erblickte der Pfarrer darin eine ernste Mahnung Gottes und ließ die schwarze Hand am Handgelenke abschneiden und aufbewahren. Das geschah im Jahre 1722.
Eine andere Sage geht, daß das ungeratene Mädchen im Mittelalter gelebt habe, als im hohen Sauerlande die Fem- oder Freigerichte noch bestanden. Als der Freigraf zu Bödefeld von dem Frevel der Tochter hörte, lud er sie vor seinen Freistuhl, der am Galgenkopf bei Bödefeld, am Wege nach Altenfeld, gestanden hat. Die Geschworenen fällten das Urteil, daß der mißratenen Tochter die rechte Hand abgehauen werden solle, was auch sogleich geschah. Die Hand wurde wiederholt begraben, ist aber immer wieder hervorgekommen, bis Pfarrer Montanus sie aufbewahren ließ.
Heute noch wird die schwarze Hand im Pfarrarchiv zu Bödefeld aufbewahrt, und während ich dies schreibe, liegt sie vor mir auf dem Tisch. Es ist die rechte Hand einer Frauensperson mit schlanken, edelgeformten Fingern. Das schwarzgewordene Fleisch, die Sehnen und Fingernägel sind noch gut erhalten, nur der Daumen hat sich etwas gelockert. So ist die schwarze Hand für Gegenwart und Zukunft ein Warn- und Mahnzeichen geworden.

Die Entstehung des Bödefelder Kreuzberges

Dicht vor Bödefeld liegt der hochragende Kreuzberg, ein seit zweihundert Jahren von weit und breit herbeiströmenden Wallern gern besuchter Gnadenort. Sein Entstehen erzählt die Sage also:
Der ehedem kahle Kreuzberg diente in früheren Jahrhunderten als Viehweide. Auf seiner Höhe stand schon im Dreißigjährigen Krieg ein weithin sichtbares Kreuz, von dem aus die Bewohner das Herannahen des Feindes beobachteten. Darum hieß der Berg auch allgemein »die Wahre«. Zur Zeit, als der heilige Montanus Pfarrer in Bödefeld war (1721 - 1743), vernahmen Hütekinder auf der Weide öfter ein Glöcklein läuten. Trotz allen Suchens konnten sie es nicht entdecken.

So eilten sie denn zu Pfarrer Montanus und berichteten es ihm. Da er darin einen Fingerzeig Gottes zu erblicken glaubte, beschloß er, auf der Höhe der Wahre eine Kapelle zu errichten. Er selber trug auf seinen Schultern die Steine herauf. Den ersten Baustein brachte er am 19. Juli 1728 auf die Bergspitze. Im Oktober 1729 ward die Kapelle vollendet.
Seitdem in dem Türmchen das Glöcklein läutete, hat man den Glokkenklang von früher nicht mehr vernommen.

Der Kapellenbau auf dem Bödefelder Kreuzberg

Wer einmal den Bödefelder Kreuzberg von der Freiheit aus erstiegen hat, wird sich bei dem mühsamen Erklettern des steilen Berges mit Staunen gefragt haben, wie doch die Menschen vor 200 Jahren die vielen, vielen Steine die abschüssige Strecke hinaufgebracht haben können. Freilich trugen viele, an ihrer Spitze Pfarrer Montanus selbst, die Baustoffe auf ihren Schultern mühsam bis zum Gipfel empor. Allein auf diese Weise würde man Jahre gebraucht haben, um die Baulichkeiten zu vollenden. So sah man sich genötigt, Gespanne zu gebrauchen, die gleich Schnecken unter dem Schreien der Fuhrleute, dem Ächzen der Wagen, dem schäumenden Schnauben der Zugtiere und dem Stöhnen der nachdrückenden Menschen den Berg hinankrochen.
Doch allmählich erlahmte die Kraft und sank der Mut unter den Gefrierpunkt. Nicht einmal die größte Überredungskunst vermochte die beladenen Fuhrwerke auch nur einen Fuß breit aufwärts zu bringen. Kaum gewahrte Montanus die bedrängte Lage der Leute, als er selbst ihnen zu Hilfe kam. In inbrünstigem Gebete wandte er sich an seinen Schutzgeist und bat ihn um seinen Beistand. Da gewahrten die Leute den Lichtschimmer hinter den Wagen, und mit Hilfe des Engels glitten die Gefährte leicht und ledig aller Last den steilen Berg hinan.
Von da an gab es keine Mühen und Beschwerden mehr für die opferfreudige Bevölkerung. Die Heiligtümer erstanden in kurzer Zeit und sind heute noch ein Denkmal des frommen Geistes der Vorfahren.

Montanus und sein Engel

Das ergreifende Vorbild des Montanus, als er bei Beginn des Kapellenbaues auf dem Bödefelder Kreuzberg die Steine auf eigener Schulter emportrug, wirkte nachhaltig auf die Gläubigen ein. Sie folgten ihm ebenfalls mit Steinen beladen unverdrossen auf dem steinigen Fußwege.
Als aber der mitleidige Pfarrer die Mühen und Beschwerden manch alter und schwächlicher Steinträger gewahrte, suchte er den Umweg auf dem Fußpfade dadurch abzukürzen, daß er den Leuten direkt über ein bebautes Kornfeld am Fuße des Berges voranging und alle ihm auf dem kürzeren Wege folgten. So war ein gutes Stück Weges gespart.
Doch da geschah etwas Merkwürdiges. Mit selig verklärtem Lächeln hatte Montanus bisher seine ihm leicht und süß dünkende Bürde vorangetragen, da er, wie erzählt wird, seinen Schutzengel stets an seiner Seite einherschreiten sah. Wie er aber die Schritte auf das Kornfeld lenkte, wich der Engel immer mehr von seiner Seite. Erstaunt und erschrocken sah sich Montanus nach allen Seiten um, gewahrte aber den Schutzgeist nirgendwo mehr. Da erkannte er, daß er durch den andern zugefügten Schaden unrecht gehandelt habe. Sofort bog er wieder auf den Fußweg zurück und ward seitdem nicht mehr zu bewegen, einen kürzeren Weg zu nehmen.
Alsbald schritt der heilige Engel wieder an seiner Seite.

Die Geisterbeschwörung des Pfarrers Montanus

Auf dem alten Schlosse Waldeck hauste seit langem der Geist eines einstigen Grafen, der die Bewohner des Schlosses Tag und Nacht in Atem hielt. Tische und Stühle rückten, von unsichtbarer Hand geschoben, hin und her. Türen öffneten sich von selbst, schlürfende Schritte und lautes Stöhnen waren in Fluren und Sälen vernehmbar. Als alle Maßnahmen den unheimlichen Gast nicht zu verteiben vermochten, wandte man sich an das Kloster Glindfeld und holte einen Zisterziensermönch, der den Spuk vertreiben sollte. Allein der unsichtbare Unhold trieb sein Unwesen lustig weiter, ja, als der Mönch die Beschwörungsformeln betete, verstand es der Übermütige, den Betenden wiederholt zum Lachen zu bringen. Damit war alle Wirkung verscherzt.

In höchster Not wandten sich die Bewohner von Schloß Waldeck an Pfarrer Montanus. Im Wagen holte man ihn herüber. Alsbald begann er den düsteren Zauber auf dem Schlosse durch inbrünstiges Gebet zu bannen. Wieder hörte man das Stöhnen und Seufzen, wieder wurde versucht, Pfarrer Montanus zum Lachen zu bringen. Als das nicht half, der Unsichtbare vielmehr immer wieder in die Enge getrieben ward, warf er dem betenden Priester seine Jugendsünden vor. Er sei einmal über ein bestelltes Feld gegangen, er habe einmal ohne Not ein Ei der Mutter genommen und habe auch sonst noch gefehlt. Pfarrer Montanus widerlegte alles und fuhr fort zu beten.
Schließlich von der Macht des Gebetes bezwungen, mußte der böse Spuk dem Pfarrer in den Wagen folgen. Der Kutscher setzte sich auf den Bock und fuhr Pfarrer Montanus wieder gen Bödefeld. Unterwegs aber sagte er zum Kutscher, er solle eiligst vom Bock springen und die Pferde loslassen. Er selbst stieg auch rasch aus dem fahrenden Wagen. Im selben Augenblick sah der zu Tode erschrockene Fuhrmann Pferde und Wagen sausend in die Lüfte davonjagen. Sie wurden nicht wiedergesehen. Auf dem Schlosse Waldeck aber hat man seitdem in Freuden und Frieden gelebt.

Die Lilie auf dem Grabe

Von dem gottseligen Pfarrer Montanus zu Bödefeld werden gar viele erbauliche Züge während seines Lebens erzählt. Aber auch aus der Zeit nach seinem Tode kann die Sage manches berichten.
Das Grab des edlen Pfarrers in der alten Pfarrkirche zu Bödefeld, die heute einer schönen, stolzen Kirche gewichen ist, wurde viel in allerlei Anliegen besucht. Es lag vor dem Hochaltar und wurde von einer großen Steinplatte bedeckt. Man sah sogar, wie Kranke, Arme und Notleidende hier auf den Knien lagen und die kalten Fliesen mit Küssen bedeckten. Sie erinnerten sich sowohl der im Leben gespendeten Wohltaten, als auch erhofften sie von dem, dessen Gebeine hier ruhten, mächtige Fürbitte im Himmel.
Vor allem verehrte Pfarrer Deimel, der Jahre lang Pastor zu Bödefeld war, seinen seligen Vorgänger recht eifrig und kniete viel an dessen Grabe. Als er nun eines Morgens mit zwei Meßnern aus der Sakristei trat, um das Meßopfer darzubringen, sahen sowohl die Ministranten als auch der Geistliche zu ihrem größten Erstaunen, daß aus der harten Steinplatte über dem Grabe des Pfarrers Montanus eine

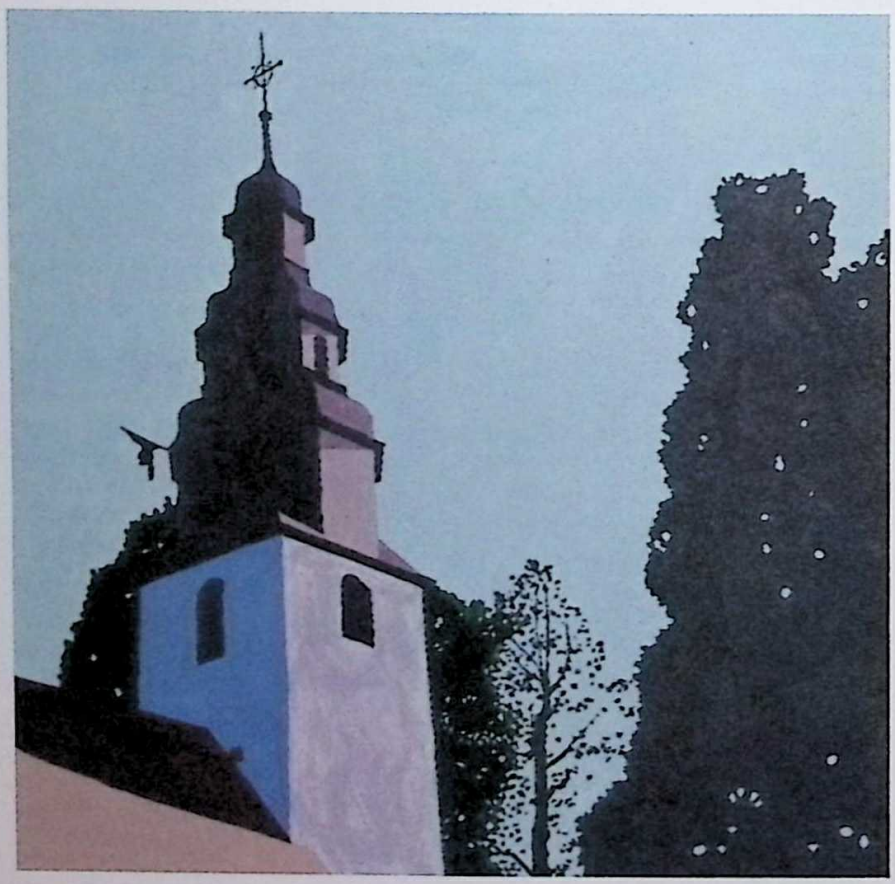
hohe, blütenweiße Lilie herausgewachsen war. Ohne ein Wort zu sprechen, schritt der Priester zum Altar und brachte tief ergriffen das hl. Opfer dar.
Nach der Feier ging der Pfarrer allein in die Kirche zurück, nahm ehrfurchtsvoll die wunderbare Lilie, das Sinnbild der Reinheit des Verstorbenen, knickte sie ab und trug sie mit heiligem Schauer in die Sakristei. Noch lange soll sie hier in einer Vase weitergeblüht haben.

Stiftung der Abtei Grafschaft

Weithin ragt der bewaldete, hohe Wilzenberg aus dem Tale der jungen Lenne bei Gleidorf. Auf ihm sind heute noch die Reste einer altgermanischen Wallburg von 20 Morgen Weide mit Erd- und Steinwällen sichtbar.
Hier oben in waldiger Höhe stand später eine Burg der Edelherren von Graschap, die ihren Sitz auf Noderna (heute Nordenau genannt) hatten. Aus diesem Geschlecht ging auch die grausame Frau Kuniza von Graschap hervor, die mit ihrem Sohne Tiemo im elften Jahrhundert auf dem Wilzenberge hauste. Unter fürstlichem Gepränge hatte sie ihren ersten Gatten nach der Hochzeit auf die Burg geführt. Doch bald schon starb er eines jähen Todes. Sechs andere Ritter ehelichte sie noch, und alle wurden von der Herzlosen ermordet. Endlich aber ging Kuniza in sich. Zur Sühne für ihre grauenhaften Verbrechen beschloß sie, ein Kloster auf ihrem Gebiete zu gründen. Erzbischof Anno II., der Heilige, von Köln willfahrte freudig dem frommen Wunsche, und so entstand im Jahre 1072 die später so große und reiche Benediktiner-Abtei Grafschaft. Frau Kunizas Burg aber diente fortan den Schirmvögten des Klosters zur Wohnung, bis die Burg zerfiel. Das Kloster errichtete an ihrer Stelle eine heute noch viel und gern besuchte Wallfahrtskapelle, ein Denkmal von Frau Kunizas Frevel und heiliger Sühne.

Der Krummstab der Abtei Grafschaft

Als der durch das Annolied besungene Erzbischof und Kurfürst Anno II, der Heilige, die Abtei Grafschaft bei Schmallenberg im Jahre 1072 gestiftet hatte, überwies er dem neuen Kloster viele reiche Besitzungen an Wald und Wiese, Haus und Hof. Das kostbarste Gut



jedoch, was er dem ersten Abte Luitfried bei seiner Weihe feierlich übergab, war ein aus getriebenem Silber kunstvoll verfertigter Krummstab. In lateinischer Sprache stand darauf ein Spruch, der deutsch also hieß:
Tityrus, sammle die Schäflein, nicht führe als Blinder die Blinden,
Strenge sei gegen dich selbst, doch liebreich gegen die Deinen!
Schirme die Küchlein, die bange verzagen, vor Listen der Schlange!
Wie in dem Spruche, den der Abt stets vor Augen hatte, eine ernste Warnung an ihn lag, sich der ihm Anvertrauten liebevoll anzunehmen, so sprach der heilige Erzbischof von Köln bei der Übergabe des Krummstabes in prophetischem Tone die Mahnung aus, diesen Krummstab als wertvollstes Kleinod der Abtei mit aller Sorgfalt zu hüten und zu hegen. Sollte er zugrunde gehen, so würde das Schicksal der Abtei besiegelt sein.
Durch fast siebenhundert Jahre hat man dieses teure Vermächtnis des heiligen Stifters mit Liebe und Sorgfalt gehegt und gehütet, hat es in einem eisernen Schrein wohl verwahrt und nur bei höchsten Festen es hervorgeholt. Als aber der siebenjährige Krieg und mit ihm die Franzosen in die Abtei Grafschaft kamen, flüchteten Abt und Mönche in die umliegenden Wälder und Berge und verbargen sich in Köhlerhütten. Der Abt nahm das Kleinod mit sich, aber trotz aller Sorgfalt ging es verloren. Das war allen ein Zeichen, daß das Schicksal der Abtei Grafschaft besiegelt sei. Mit Angst und Sorge schaute man in die Zukunft.
Wohl ließ der Abt Friedrich Kreilmann 1760 einen neuen Krummstab genau nach dem Vorbilde des ersten von Künstlern herstellen. Das Glück aber schien von der Abtei seit jenem Tage gewichen. Mehrmals entstanden große Brände in der Abtei, mehrere Mönche und ein Abt verunglückten tödlich oder starben plötzlich. Und nur einige Jahrzehnte nach dem Verluste des Kleinods, 1804, am 21. März, mußten alle Einwohner die Abtei verlassen, die dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt als Eigentum zugewiesen wurde. Seitdem ist das gewaltige Abteigebäude in weltlichen Händen; kein Chorgesang erschallt mehr, und in den ausgedehnten Kreuzgewölben mit den Gräbern der Mönche dröhnt der Tritt von den hohen Wänden wieder.

Der Riese auf dem Wilzenberg

In uralten Zeiten soll auf der Kuppe des Wilzenbergs ein gewaltiger Riese gehaust haben, der weit und breit Schrecken hervorrief. Wenn er sich aufrichtete, so verbargen sich die Menschen vor Schrecken in den Höhlen des Gebirges. Bisweilen stand er mit einem Fuße auf der Höhe des Wilzenberges, mit dem andern auf dem Koppen. Neigte er sich dann nieder, um aus der Lenne zu trinken, so verdunkelte sich die Sonne, wie wenn eine schwarze Wolke davor herziehe. Trank er, so klang es wie das Grollen fernen Donners. Hatte er aber eine Untat vollbracht und begehrte er dann zu trinken, so wich das Wasser vor seinen lechzenden Lippen und versank jäh in der Erde.

Der alte Enste

Bei Esloh auf der Halde
Ein graues Kirchlein steht;
Und eine Wundermäre
Von Mund zu Munde geht.

Hier wars, wie ich vernommen,
Zur Morgendämmerzeit;
Vom Kirchlein kam ein Läuten
Und schallte lang und weit.

Zum alten Enste liefen
Die Hirten schreckverstört:
„Vom Haldenkirchlein wurde
Geläut bei Nacht gehört."

Es war der alte Enste
Ein werter Priestergreis,
Und seines heil'gen Wandels
In aller Mund der Preis.

Er sprach: „In dem Geläute
Euch Gott ermahnen läßt,
Daß ihr zu frühem Tag ihn
Zu loben nicht vergeßt."

Die Hirten gingen wieder
Zur Herd', und nimmer lang,
So schallte von der Halde
Aufs neue der sondre Klang.

Der Enste sprach, als jene
Die Botschaft ihm gebracht:
„Habt ihr auch schon der Toten
An diesem Tag gedacht?

Säumt nimmer, geht, und schweigen
Wird wohl des Glöckleins Mund."
Ein drittes banges Läuten
Wald bald den Hirten kund.

Sie riefen ihn zum dritten:
„O Herr, nun komm geschwind,
Die Herden von dem Läuten
Uns scheu geworden sind."

Da nahm der alte Enste
Den Stab und das Brevier,
Dazu des Kirchleins Schlüssel,
Und sprach: „Nun folget mir."

Lautbetend folgten jene,
Es läutet für und für
Er heißt sie draußen harren,
Pocht selber an die Tür.

Er rief: „Wer läutet drinnen?
Wohlan! gib mir Bescheid:
Von allen guten Geistern
Wird Gott gebenedeit."

Es spricht: „Ein' arme Seele,
Die nicht zum Frieden kann;
Bist Du der alte Enste,
Hilf mir, hilf mir hindann."

Er rief: „Will gern dir helfen,
Was hält Dich hier gebannt?"
Es spricht: „Tu auf die Pforte
Und sei mein Ministrant;

Gleich Dir ein Priester war ich,
Doch achtlos heil'ger Pflicht,
Ich kürzt' in Gottes Opfer,
Drum fehlt mir Gottes Licht."

Er hat die Tür erschlossen
Mit zaglos sichrer Hand;
Er dient im Haldenkirchlein
Der Seel' als Ministrant.

Die Hirten vor der Pforte,
In bangem Grausen stumm,
Vernahmen von der Messe
Des Geistes das Gesumm.

Darauf begann die Seele:
„O heil'ger Priester Du!
Der Himmel steht uns offen,
Komm mit zur ew'gen Ruh!"

„Ich kann Dir noch nicht folgen
Hin zu den sel'gen Aun,
Muß meinem Herrn auf Erden
Erst einen Tempel bau'n."

Da hat der Geist, ihn segnend,
Berührt sein greises Haar;
Drum glänzten seine Locken
Fortan wie Silber klar.

Der Enste wollte bauen
Den Tempel Gott zur Ehr',
Doch war sein Schatz die Armut
Sein Beutel immer leer.

Er sprach: „So will ich betteln
Und gehn von Haus zu Haus."
Wo arm er eingegangen,
Kam reich er bald heraus.

Wer einmal in das Antlitz
Dem alten Enste sah,
Ihm war, für Gott zu steuern,
Die Hand der Truhe nah.

Nun schallt es von dem Kirchhof
Zu Esloh spät und früh;
Mit Hammer und mit Meißel
Hat mancher saure Müh'.

Man sah den alten Enste
Inmitten mahnend geh'n,
Sah mit viel hohen Pfeilern
Das Mauerwerk erstehn.

Wohl freut es auch den Alten,
Doch hat er nie gelacht,
Er ging, als ob er bete,
Bis ihm das Werk vollbracht, -

Bis endlich kräht im Winde
Auf hohem Turm der Hahn, -
Da ward mit grünen Reisern
Der Tempel angetan.

Das war ein festlich Wogen,
Als man zur Kirchweih kam;
In hoher Halle brauste
Die Orgel wundersam;

Die Glocken klangen klare,
Und alles harrte lang –
„Wo säumt der alte Enste?"
So frug man bang und bang.

Man hat ihn tot gefunden
Im Betstuhl auf den Knien –
Man sprach: „Nun rief die Seele
Zum ew'gen Frieden ihn."

Noch heut' die Wundermäre
Von Mund zu Munde geht,
Dieweil das graue Kirchlein
Noch auf der Halde steht.

Die Pestkapelle bei Eslohe

Zu den Leiden und Nöten des dreißigjährigen Krieges gesellte sich im oberen Sauerlande die unheimliche Pest, die nach allen mündlichen Überlieferungen aus den verschiedensten Orten vor allem um das Jahr 1635 gewütet haben muß. Solche Kunde über die verheerende Seuche in dieser Zeit ist uns überliefert aus Medebach, Sundern, Gleidorf, Eversberg und Eslohe. Die Verehrung des heiligen Rochus (am 16. August), des Patrons gegen die Pest, weist gewöhnlich darauf hin, daß ehedem an diesen Orten die unerbittliche Krankheit ihre Schrecken verbreitet hat.
Die Rochuskapelle auf der Höhe über Eslohe führt heute noch im Volksmunde den Namen Pestkapelle. Da sie an ihrer Stirne die Jahreszahl 1637 trägt, ist sie offenbar zur Zeit der Pest entstanden. Menschen und selbst Tiere litten schwer unter der Last der täglich neue Opfer fordernden Seuche. Die einzige Rettung erblickte man in der

Zuflucht zu Gott und dem mächtigen heiligen St. Rochus. Um dessen Fürsprache zu erlangen, gelobten die Esloher Einwohner, auf ihren Schultern die Steine zum Bau der Kapelle heraufzutragen. Und siehe da. Als groß und klein die Steine mühsam emporschleppte, wich der Würgengel mehr und mehr von dem Orte und der Umgebung.
Das ließ den Eifer der Esloher an dem begonnenen Werke erlahmen. Statt des mühsamen Herauftragens der Steine begann man, sie mit Schiebkarren und Wagen die Höhe hinaufzufahren. Und auch dazu erstarb die Lust allmählich. Aber je mehr die anfängliche Begeisterung für den Bau der Kapelle schwand, desto mehr auch lebte langsam die totgeglaubte, tückische Mörderin wieder auf, bis die Esloher sich ihres Gelöbnisses erinnerten und auf eigenem Nacken Steine und Stämme zur Vollendung der Pestkapelle hinaufschleppten. Seitdem die Kapelle am 8. September 1647 eingeweiht worden, zieht alljährlich eine Prozession von Eslohe aus am Feste Mariä Geburt hinauf, um oben Gottesdienst zu halten.
Die Bewohner der Nachbarorte, wie Frielinghausen, die sich an dem Bau und dem Besuch der Kapelle beteiligten, blieben von der Pest verschont, während andere Dörfer ganz ausgestorben sein sollen.

Wie die Landenbecker einen Ochsen gesät haben

Gar oft schon hatten die Landenbecker sich danach gesehnt, einen recht reichen und kräftigen Viehbestand zu erhalten, wie sie ihn in Nachbardörfern bewundert hatten. Und wie sie nun gemeinsam über die Mittel und Wege dazu berieten, klärte sie ein besonnener, in Weisheit ergrauter Mitbürger darüber auf, wie das am einfachsten zu erreichen sei. „Wollt ihr Kartoffeln ernten", sagte er, und das Auge leuchtete ihm ob innerer, klarer Erkenntnis, „so setzt ihr die Stücklein kleingeschnittener Kartoffeln in die Erde. Und aus jedem Stücklein erwachsen zehn bis zwölf frische Kartoffeln." Das leuchtete allen ein, und sie nickten zustimmend mit dem Kopfe.
„Nun gut", fuhr er triumphierend fort, „warum soll die Natur das nicht auch mit andern Erzeugnissen vermögen?" – „Ganz richtig!", sagten die andern. „Wohlan denn", rief er begeistert aus, „zeigt einmal der einfältigen Welt, daß auch der Viehbestand auf die einfachste Weise sich durch die Natur selbst vermehren läßt." Alle sahen auf den klugen Mann. „Ja freilich", fuhr er fort, „da seht ihr erstaunt auf. Höret meinen Rat! Nehmt einen Ochsen, schlachtet und zerteilt ihn

in kleine Stücke und sät die Stücklein auf das Feld. Es müßte seltsam zugehen, wenn aus ihnen nicht, wie bei den Kartoffeln, kleine Öchslein hervorwüchsen." Sprach's, setzte sich und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Alle aber wunderten sich, daß noch niemand auf den Gedanken gekommen sei.
So ward denn auf Gemeindekosten ein Ochs erworben, geschlachtet, zerteilt und ausgesät. Und dann wartete man voll Spannung einige Tage, bis die Öchslein aufgegangen seien. Da kam atemlos ein Mann gelaufen und rief: „Hurra, die Öchslein sind schon da!" Und alles, was Beine hatte, lief, so rasch die Beine nur tragen wollten. Und richtig! Voll Staunen und heiligem Schauder standen die Landenbecker rings um das weite Feld, bückten sich immer wieder und bewunderten die zahlreichen kleinen Öchslein, die an den Fleischstücken saßen. Freilich sahen sie aus wie Schnecken und hatten noch keine Beine. Aber zwei Hörner hatten sie schon, richtige Hörner! Da führte man im Triumphe den Mann, der den weisen Rat gegeben, nach Landenbeck zurück. Wie würde die Welt staunen.
Als aber mehrere Tage vergingen und die Öchslein nicht größer werden wollten, wurden die Gesichter immer länger. Der kluge Ratgeber aber sagte, das liege daran, daß man nicht hinreichend gedüngt habe. Das leuchtete wieder allen ein, und man beschloß, es ein andermal besser zu machen.

Das Füllen im Elsternest

Eines Tages hüpfte zu Landenbeck ein übermütiges Fohlen über Stock und Stein und war mit einemmal verschwunden. Der besorgte Besitzer rief das ganze Dorf zu Hilfe. Alles suchte das wertvolle Tier. Man rückte Tische und Bänke weg, durchstach jeden Düngerhaufen, ob es sich dort wohl versteckt habe, zündete sogar am hellen Tag Laternen an, um das Tier besser zu finden. Kein Backofen blieb undurchsucht. Aber das Fohlen blieb verschwunden. Endlich fiel einem ein, daß vor dem Dorfe eine einzige hohe Pappel war, in der ein Elsternnest sich befand. Da nun das Tier nirgends zu finden war, mußte es sich sicher in dem Nest versteckt halten. Ein Mutiger kletterte nun hinauf, während das ganze Dorf rings um den Baum versammelt war, um den Ausreißer in Empfang zu nehmen. Und wie der

nun bald oben war, rief er zum Nest hinauf: „Nöu stoh, hüttstoh un rümmegoh!" Da fragten die andern: „Ist es denn da?" Er aber rief hinunter: „Ich weiß es nicht. Aber ich rief so, damit es mich nicht träte, wenn es vielleicht darin wäre!"

Wie die Landenbecker ein Wort verloren hatten

Als die Landenbecker sich ihr Kapellchen bauten, haben sie mit großem Fleiß und Eifer daran gearbeitet, bis es fertig war. Sie ließen auch Tür- und Fensterlöcher darin, um ja nicht den Schildbürgern es gleich zu tun, die beides vergessen hatten. Aber wie nun die Kapelle fertig dastand und wie sie nun hineinzogen, wußten sie nicht mehr, warum sie das Loch in der Seitenwand gelassen hatten und was da hinein sollte. Schließlich beschlossen sie, einen reitenden Boten nach Wormbach zum Pastor zu senden, um dessen Rat einzuholen.

Freundlich nahm der Pfarrer den Boten auf, und als er dessen Bericht gehört hatte, wußte er gleich, wo die Landenbecker der Schuh drückte. „Natürlich muß eine Tür in das Loch", sagte er lächelnd, und der glückliche Bote eilte davon. Wie er nun durch das Landenbecker Bruch ritt, sank das Pferd immer tiefer und tiefer in den Morast ein. Dem Reiter ward angst und bange, und nur mit größter Not brachte er das Pferd wieder aus dem Sumpfe heraus. Als er dann aber nach Landenbeck kam und gefragt wurde, was der Pastor gesagt hatte, antwortete er, daß er das Wort im Bruche an der Stelle, wo das Pferd eingesunken sei, verloren habe.

Da machten sich die Landenbecker mit Spaten und Hacke auf, um das verlorene Wort wiederzusuchen. Der Reiter mußte die Stelle angeben. Man ärgerte sich, daß er durch seine Gedankenlosigkeit ihnen soviel unnötige Arbeit aufbürdete, und machte ihm Vorwürfe. Er aber antwortete: „Guat, dat ik derdör bin."

Da wunderte er sich plötzlich, daß er das verlorene Wort „de Dör" wieder hatte, und ganz Landenbeck freute sich mit ihm. Man setzte eine Tür in das Loch, und die Not hatte ein Ende.

Der Königsbauer zu Holthausen

Noch ehe zu Holthausen ein eigenes Dorf bestand, lag dort ein großer stattlicher Hof, der Königshof, dem fast die gesamte Holthäuser Feldflur zugehörte. Auf diesem Hofe saß ein hochmütiger Bauer, der sein Gut mit Mauer und Tor umgab. Seine junge Frau brachte ihm 24 Kühe an silbernen Ketten mit. Doch gab er sich dem Spiel und Trunke hin und verlor so seinen Reichtum. Besonders feindlich lebte er mit den Bewohnern Fredeburgs. Als nun gar der Königsbauer voll bitterem Haß erklärte, sämtliche Frauen Fredeburgs, die sich durch Schönheit auszeichneten, seien Hexen, wuchs die Erbitterung in der Stadt gegen ihn.
Freilich lag in der Nähe Fredeburgs der Hexentanzplatz auf dem Koppen, und mehrere Fredeburger Hexen, die man dort tanzen gesehen haben wollte, mußten den Verbrennungstod erleiden. Doch diesmal glaubte man dem gehässigen Königsbauer nicht. Durch Büttel zur Rechenschaft gezogen und auf die Folter gespannt, erklärte er, daß seine Behauptung wahr sei und er sie nicht widerrufen könne, selbst wenn sein Kopf bis zum jüngsten Tage um den Hof tanzen müsse. So ließ man ihn endlich wieder frei, aber der Wohlstand des Königsbauern war dahin, und in Armut und Elend endete er seine Lebenstage.

Der versunkene See zu Rehsiepen

Nahe dem kahlen Astenberge lebte ein gottfremdes Köhlerpaar, Mann und Weib. In tiefer Waldeinsamkeit hausten sie und gingen ihrem dürftigen Gewerbe nach. Einst hatte der Mann den Kohlenmeiler aufgerichtet und ging nun zur Uhlenflucht hinaus, um von oben her Kohlen nachzufüllen. Aber mit dem gestürzten Korb versank auch er in der schwelenden Glut des Meilers. Als nach längerer Zeit der Mann nicht heimkehrte, ging das Weib hinaus zum Kohlenbrande. Wohl qualmte der Meiler, wohl glomm die Glut, doch seines Mannes ward das Weib nicht ansichtig. Da glaubte es ihn fernab im Walde, füllte den Korb mit Kohlen, stieg empor auf den Meiler und wollte mit wildem Fluche auf seinen pflichtvergessenen Mann dem Feuer die Nahrung spenden. Aber auch den Fuß des Weibes umleckte die gierige Lohe, daß es mit gellendem Aufschrei im glühenden Meiler versank. Und als das Feuer der Opfer zwei verzehrt, stieg es

turmhoch zum Himmel empor, sandte zuckende Blitze nach allen Seiten aus, brodelte wie ein Hochofen der Hölle, verzehrte den umstehenden Wald und ward zum verheerenden Gewitter. Der Himmel überzog sich mit düsterem Gewölk, der Tag verwandelte sich zur Nacht und die Bewohner von Obersorpe und Rehsiepen glaubten, daß der jüngste Tag gekommen. Dann plötzlich tiefe Stille und darauf ein Krachen und Bersten, als sollte Berg und Wald in die Tiefe der Erde versinken. Die Hölle wollte aber nur ihre Opfer, das ruchlose Ehepaar, haben.
Langsam lichtete sich der Himmel, und als die Dorfbewohner den Kohlenmeiler und das Köhlerpaar suchten, fanden sie nichts, als einen weiten, schwarzen Kolk, dessen trübe Wasser unheimlich drohten. Da flohen die Menschen diesen Ort der göttlichen Rache und sprachen nur mit Schaudern von ihm.
Nach langer Zeit erst suchte man ihn wieder auf, doch der finstere See war hinabgesunken in das Innere des Berges, wo er später nur noch wenigen bekannt war. Den Ort aber, wo er gestanden, nannte man die Fraugraube, der Frauen Grube, und diesen Namen führt er heute noch zur Warnung kommenden Geschlechtern.

Die Schatzkammer bei Gleidorf

An der Landstraße von Gleidorf nach Schmallenberg, in der sogenannten Einheit, liegt am Bergabhang eine teilweise in sich verfallene Höhle. Ehedem soll sie sich weit in den Berg hineingezogen und den Eingang zu einer weiten, unterirdischen Halle gebildet haben.
Als auf dem Wilzenberge noch die Raubritter hausten und in weitem Umkreise Bürger und Bauern brandschatzten, brachten sie von allen Seiten Kostbarkeiten in Gold, Silber und Edelgestein zusammen. Die Schätze häuften sich derart, daß die ausgedehnten Gebäude der Raubritterburg auf dem Berge sie nicht alle aufzunehmen vermochten. Auch fürchteten die Strauchdiebe, daß ihr Räubernest eines Tages überfallen und ausgeplündert werden könnte.
So kam ihnen die unterirdische Halle in der Einheit sehr von statten. Hierhin schleppten sie von ihren Raubzügen all die kostbare Beute und speicherten sie auf, sodaß die weite Höhle bald einem Märchenschlosse glich. Es heißt, daß beim Schimmer des brennenden Kien-

spans die Strahlen sich tausendfach in den leuchtenden Gefäßen, goldenen Ketten, silbernen Harnischen und mit Edelsteinen besetzten Zieraten brachen. Mit ängstlicher Sorge hütete man den Eingang zu der reichen Schatzkammer. Um nicht entdeckt zu werden, pflegten die Raubritter nur des Nachts die Höhle zu besuchen und benutzten dazu eigene Pferde, denen sie die Hufe verkehrt herum untergeschlagen hatten. So wußte niemand, in welcher Richtung sie geritten.
Als die Raubritter endlich dem verdienten Schicksal verfielen und ihre Burg erobert ward, kam sie an die Edelherren von Grafschap, die durch Jahrhunderte Klostervögte der Abtei Graschaft waren. Sie sollen die Kostbarkeiten der Räuberschatzkammer zum Bau und zur Ausstattung der heute noch größten Abtei des Sauerlandes benutzt haben.

Am Roten Hagen

Zwischen Gleidorf und Winkhausen liegt inmitten hoher Eichen ein kleiner Wiesengrund, der Rote Hagen. Seit altersher haben hier manche in der Abenddämmerung den grauen Pater gesehen, der schweigend mit gesenktem Haupte langsam vom Roten Hagen bis zum Wege nach Holthausen und wieder zurück wandelte. Einmal erklärte ein Knecht, der gegen Abend mit einer Last nach Gleidorf wollte, er fürchte den grauen Pater nicht und werde ihm schon, wenn er etwas wolle, die rechte Anwort zu geben wissen.
So begab er sich vergnügt auf den Weg. Es währte aber nicht lange, so kam der Knecht schweißtriefend und verstört zurück. Je näher er dem Roten Hagen gekommen sei, sagte er, desto schwerer sei ihm die Last geworden, bis er sie beinahe nicht mehr habe tragen können. Von da an ist er nie wieder in der Dämmerung am Roten Hagen vorbeigegangen.
Andere sahen schon oft am Roten Hagen den schwarzen Hund mit den feurig glühenden Augen. Unheimlich blickte er in der Dämmerung die Vorübergehenden an, oder er lief fauchend hin und her.

Die Hexe von Winkhausen

Nicht weit von Winkhausen wohnte ehedem ein böses Weib, das die Menschen mied und ihnen gern durch seinen bösen Blick Schaden zufügte. Man nannte es scheu die Hexe und ging ihm gern aus dem Wege. Es stand mit dem Teufel im Bunde, um durch seine Vermittlung Vorteile zu erringen. Und der Höllenfreund half ihm gern.
Nicht nur des Abends, sondern auch am hellichten Tage legte die Hexe die menschliche Gestalt ab, verwandelte sich in einen Hasen und sprang durch Feld und Wald, über Wege, Stege zu den menschlichen Wohnungen, um eine Gelegenheit zu Diebstahl und Schädigung anderer zu erspähen. Begegneten dem unheimlichen Hasen auf dem Wege die Menschen, so standen sie wie festgebannt an der Stelle. Bisweilen auch legte sich das Tier quer über die Straße und versperrte Vorübergehenden den Weg.
Wohl sollte es ein wirksames Mittel geben, der gefährlichen Zauberin das Handwerk zu legen. Weder mit Pulver und Blei, noch mit tödlichem Gifte konnte man der Unholdin beikommen. Gegen all dies war sie von ihrem Höllenfreunde gefeit. Nur ein winziges Würmlein, das man rechtzeitig findet und tötet, sodaß es bei der Verwandlung der Hexe an ihren Gewändern sich zeigt, vermag die Kraft der Zauberin zu brechen. Die Sage kündet leider nicht, ob jemand dies Mittel gefunden und dadurch den höllischen Spuk beseitigt hat.

Die Reiterin in der Lautmecke

An dem Wege von Winkhausen nach Oberkirchen, in der Lautmekke, ist schon manchem am späten Abende oder bei hereinbrechender Nacht eine seltsame Reiterin auf einem Esel erschienen. Es ist ein altes hutzeliges Weib, das ohne aufzuschauen emsig strickt. Mit Vorliebe reitet es durch das Gehölz und läßt sich nur hin und wieder sehen. Wer die Reiterin erschaut, der hastet ängstlich nach Hause; denn ihr Erscheinen deutet auf Unglück und Gefahr hin. Doch soll man sich nicht umschauen, um das Weib nicht zur Verfolgung zu reizen.

Gäls Johannes

Jahrelang zitterte die Gegend vor dem finsteren Raubgesellen Gäls Hannes aus Sorpe, der die Gegend von Oberkirchen unsicher machte. Manches Menschenleben lastete auf seinem Gewissen, und doch konnte man seiner nicht habhaft werden. Plötzlich aber nahte ihm in finsterer Nacht das Verhängnis. Er ward gefangen und im düsteren Verließ in Ketten gelegt.
Und eines Tages führt man ihn im Morgengrauen, beladen mit klirrenden Handeisen hinaus, um am Galgen die Freveltaten zu sühnen. Ein gaffender Menschenschwarm begleitet den Verbrecher mit dem unstäten Blick und dem wirren Haar. Erschrocken schaut er auf, wie er den winkenden Galgen auf dem Langen Hagen bei Oberkirchen aufragen sieht. Und ehe man ihn aufknüpft, bittet er, daß man sein weißes Hemd hoch in der Buche aufhänge, damit es seine Mutter auf dem Kohlberge sehe, wenn sie dort stehe und schaue. Dann sehe sie, daß ihr Sohn, den sie verzogen, den schmachvollsten Tod gestorben. Krächzende Raben umkreisten die Gebeine Gäls Hannes. Eisiger Schauer durchfuhr den Wanderer, wenn er an der grausigen Stätte vorüberschritt. Sonnenschein und Regen vermoderten das bleiche Gebein, Sonnenschein und Regen zermürbten das ragende morsche Gebälk. Es stürzte in sich zusammen, und niemand richtete es wieder auf. Der Lange Hagen ist heute noch gemieden, und das Schicksal Gäls Hannes lebt heute noch fort.

Die Schweineglocke zu Oberkirchen

Im tiefen, dunklen Forst, wo vor Jahrhunderten Wohnstätten der Menschen gestanden, heute aber die Schweine zur Mast weiden, ist die seltsame, uralte Glocke gefunden worden. Und das kam also: Einmal trieben die Schweine von Oberkirchen unter ihrem Hirten im Walde. Übermütig tönte ihr Grunzen durch das sonnengeglänzte Grün. Ihr Rüssel wühlte den Boden auf, als eines der Tiere die Kappe einer vergrabenen Glocke bloßlegte, die wahrscheinlich während der Wirren des dreißigjährigen Krieges dem schweigsamen Erdboden anvertraut war. So wie das Tier die Glocke berührte, begann sie

dumpf zu läuten. Die Schweine stoben erschreckt auseinander. Mit einemmal hob sich die Glocke hoch und höher, und dann schwebte sie über den Waldwipfeln, daß ihr Klang weithin, wie vor Jahrhunderten, erscholl.
Staunend horchten Hirt und Herde dem seltsamen Geläute, bis die Glocke wieder zur Erde sank. So schnell ihn seine Füße tragen konnten, eilte der Hirte nach Oberkirchen und verkündete dort das merkwürdige Geschehnis. Und in Prozession zog man aus und trug die altehrwürdige Glocke nach Oberkirchen hinein, wo man sie im Glockenstuhle aufhing. Heute noch heißt sie im Volksmunde die Schweineglocke.

Der Priestersteg bei Oberkirchen

In einer Nacht ward ein Priester von Oberkirchen nach der Sorpe zu einem Kranken gerufen. Als er im dunklen Buchenwalde ein kleines Wässerlein überschritt, fiel sein Begleiter über ihn her, drückte ihn in das sumpfige Wasser und ertränkte ihn. Als der Mörder aber das goldene Ciborium mit der heiligen Hostie rauben wollte, war es verschwunden. Von Schrecken erfaßt, floh der Bösewicht den Ort seiner ruchlosen Tat. Das Allerheiligste aber fand man bald darauf, thronend in der Nische einer hohlen Buche.

Die Hollen in der Esenbeck

Nicht weit vom Dorfe In der Lenne bei Oberkirchen gähnt eine alte Höhle, die sich in den Berg hineinzieht. Weit umher ist grünende Wiese. Wenn der Grasschnitt anhub, geschah es oft, daß das Grün gemäht ward, bevor noch eine Sense aus Menschenhand es geschnitten hatte. Oder aber es erschienen die Hollen in der Nacht, wenn der Schnitt bereits begonnen hatte, und schnitten emsiger als die fleißigsten Schnitter.
Als einmal Jäger über die Esenbeck schritten, eilte der kläffende Jagdhund hinter einem flüchtenden Fuchs her. Mit einemmal verschwand das Wild in dem dunklen Höhleneingange, und der kläffende Hund jagte hintendrein. Die erstaunten Jäger warteten voll Ungeduld am Eingange der Höhle, doch weder Fuchs noch Hund ließen sich mehr sehen.

Niemand wußte, wie weit die Höhle der Hollen in der Esenbeck sich erstreckte. Doch hatten die Bewohner auf Willmes Hof in Mittelsorpe oft schon wahrgenommen, daß das Vieh aus dem Kessel bereits gefüttert war, wenn sie ihm in der Frühe das Futter bringen wollten. Auch fand man bisweilen das Grünfutter fertig geschnitten vor. Von Ferne vernahm man auch von Zeit zu Zeit den lieblichen Gesang zarter Stimmchen. So wußte jeder, daß die holden Leutchen in der Nähe wohnten, aber keiner kannte den Eingang zu ihnen.
Wie erstaunten nun an jenem Tage, da die Jäger den Hund vermißten, die Bewohner des Willmeshofes, als plötzlich der Kessel in der Viehküche sich hin und her bewegte und plötzlich mit lautem Getöse umfiel. Und siehe da, der Boden öffnete sich, und aus der Höhlung stürzte mit lechzender Zunge der in der Höhle verschwundene Jagdhund. Seitdem wußte man, daß die holden Wesen, die auf der Esenbeck und in Willmes Hofe sich stets so dienstfertig bewiesen, dieselben seien.

Die glühende Egge

Auf einem hochgelegenen Felde zwischen dem Astenberge und dem Dorfe Rehsiepen sahen sowohl Landleute wie auch Jäger oftmals ein Feuer über einer Stelle des Feldes leuchten. Besonders erhob sich das Feuer, wenn der Pflug an dieser Stelle seine Furche zog, und es schien jedesmal, als wenn die Pflugschar einen harten Gegenstand berührt habe.
Das brachte den Landwirt auf den Gedanken, daß hier ein Schatz verborgen liegen müsse, und er beschloß, den Schatz mit seinen Freunden zu heben. Als er ihnen die seltsame Feuererscheinung erzählte, beschlossen sie, nach dem Schatze zu graben. Sie begannen in einer Nacht, um nicht beobachtet zu werden, unter allerlei Beschwörungsformeln an dem angezeigten Platze mit Spaten und Hacken zu wühlen und zu graben. Das Verlangen nach verborgenen Kostbarkeiten erfüllte ihr ganzes Denken; mit keckem Übermute verteilten sie schon unter sich den in der Erde liegenden Gewinn. Sie hatten noch nicht lange gearbeitet, als sie auf einen harten Gegenstand stießen. Voll freudiger Hoffnung gruben sie weiter, und siehe da, unerwartet gewahrten sie in dem Loche einen großen eisernen Kessel, der voll von kostbaren goldenen Geräten war. Vielleicht waren diese in stürmischen Kriegszeiten hier vergraben worden. Sie begannen nun an dem Henkel zu ziehen und zu zerren, und als sie den Kessel nicht zu

heben vermochten, polterten und fluchten sie. Gerade begann die Mitternachtstunde. Da sahen sie voll ängstlicher Verwunderung von weitem ein rotes Lichtlein gleich einem Sterne leuchten, das immer näher kam. Und mit einemmale ward es vor ihnen ganz hell, und sie sahen die düstere Gestalt des Teufels, die eine glühende Egge hinter sich schleppte. Erschrocken ließen sie die Gerätschaften liegen und eilten Hals über Kopf davon. Bekümmert blieben sie von Ferne stehen, um zu sehen, was aus dem Schatze werde. Und da sahen sie, wie der Teufel mit der glühenden Egge das aufgeworfene Loch zuharkte und immer darüber hin und her fuhr. Erschreckt eilten sie weiter und wagten nicht wieder, nach dem Schatze zu graben.
Wenn er seitdem noch nicht gehoben ist, liegt er heute noch unberührt dort im Acker.

Der Altarstein bei Latrop

Als das Christentum durch die ersten Glaubensboten auch in die Wälder des Sauerlandes, des alten Sachsenlandes, getragen wurde und das Kreuz an den Stätten des christlichen Opfers errichtet ward, zogen sich die in zäher Hartnäckigkeit dem heidnischen Glauben anhangenden Bewohner des Sauerlandes immer tiefer in die Schluchten und einsamen Gründe des waldreichen Gebirges zurück. In dem heute noch von endlosen dichten Wäldern umgebenen Grubental bei dem einsamen Walddörfchen Latrop errichteten sie einen hohen steinernen Altar aus großen, schweren Platten.
Hier wohnte eine Drude, die als Priesterin der Germanen hohes Ansehen genoß; hier opferte sie dem heidnischen Gotte Wodan die Opfertiere, daß der Rauch des Opfers in die Höhe stieg. Hier versammelten sich die in den Bergen hausenden Heiden, um ungestört von christlichen Lauschern ihren Göttern zu huldigen. Doch von Wormbach aus drangen die christlichen Glaubensboten allmählich auch in diesen heiligen Hain vor. Die Drude wanderte fort, und der Altarstein lag verödet da.
An der Stätte heidnischer Opfer errichteten die Mönche ein Kreuz auf einer Säule, das später Wind und Wetter zum Opfer fiel, aber in jüngster Zeit wieder erneuert wurde. Heute noch steht der Altarstein an der Stätte uralter Opfer; ein Weg unter hohen Eichen führt von Latrop aus durch das Grubental dicht an ihm vorüber.

Der Heidenstock bei Schmallenberg

Geht man durch das liebliche Hartmecketal, so erreicht man nach einstündiger Wanderung den zwei Meter hoch ragenden Heidenstock, an dem sich ehedem ebenfalls eine alte heidnische Opferstätte befand. Auch hier erstand nach der Vertreibung heidnischer Bräuche ein Denkmal des christlichen Glaubens, das 1832 als Heiligen-Häuschen erneuert ward. Es führt aber heute noch den Namen Heidenstock.

Der ewige Jäger

Von altersher bis heute liebte man im waldreichen Sauerlande die hohe und niedere Jagd. Und manchen gabs, Grafen oder Gesellen, der lieber des Himmels Seligkeit preisgegeben, als auf das leidenschaftliche Weidwerk verzichtet hätte. Und einen kennt heute das Volk, der über den Freuden des Jagens durch Berg und Tal Gott und Gewissen vergaß, kein Geld und Gut begehrte, den einzig des Jagens Begier erfüllte. Als es mit ihm zum Sterben kam, da wies er jeden geistlichen Zuspruch zurück, tobte und fluchte und wünschte nur eins, für ewige Zeiten durchs grüne Revier dem Wilde zu folgen.
Sein Wunsch ist ihm gewährt. Seit seinem Tode jagt er brausend und tosend durch die Berge des Sauerlandes, und an verschiedenen Orten weiß man von ihm zu erzählen. Bei stürmischem Wetter braust er durch das stille Velmede, daß die Bewohner vor Angst Türen und Fenster schließen; denn herzlos und hart wie ehedem im Leben erweist er sich auch heute noch. Das geängstigte Kind scheucht er von der Straße, und dem flüchtigen Wild jagt er mit fluchendem Munde nach. Auch durch Schmallenbergs Straßen jagt er dahin, und laut kleffend folgen ihm zwei wütende Hunde, als zöge das wilde Heer brausend einher. So jagt er rastlos ohne Ruh bis zu dem Jüngsten Tag.

Die heilige Walburga zu Wormbach

Eine der ältesten christlichen Stätten im oberen Sauerlande ist Wormbach, das an der uralten, jetzt verfallenen Heerstraße von Köln am Rhein über Oberkirchen nach Kassel und Frankfurt lag. Hierhin soll schon der hl. Bonifatius gekommen sein und zur Erinnerung an seine heilige Verwandte und Mitarbeiterin bei der Bekehrung der Sachsen, die heilige Walburga, die älteste Pfarrkirche der Gegend gegründet haben. Mochte auch der Leib der Heiligen im Dome zu Eichstädt ruhen, so blieb doch ihre Verehrung in Wormbach und der ganzen Umgebung bis heute lebendig, besonders weil die Kirche von altersher eine Reliquie der Gebeine in goldener Monstranz birgt. Der Gründer der Abtei Grafschaft, der heilige Anno von Köln, schenkte im Jahre 1072 Kirche und Dorf Wormbach dem Kloster Grafschaft.
Seitdem nahm die Verehrung der Heiligen immer mehr zu. Das bereits 913 bestehende Nonnenkloster zu Meschede und die dortige Pfarrkirche erwählten die heilige Walburga zu ihrer Patronin. Alljährlich pilgern Hunderte in der ersten Maiwoche nach Wormbach, um vor allem Heilung von Augenkrankheiten zu erlangen.

Der Teufel auf der Fredeburg

Auf dem Berge neben der alten Fredeburg stand früher die kleine, aber schmucke Pfarrkirche. Von allen Seiten konnte man sie auf der Höhe thronen sehen. Im Jahre 1810 verbrannte sie nebst den meisten Häusern der Stadt. Solange die Kirche stand, hat keiner etwas davon gewußt, daß in dem alten zerfallenen Burggemäuer der Teufel hause. Kaum aber war die Kirche bis zum Grunde verbrannt, da sah man ihn auf dem letzten Mauerresten des Burgturmes sitzen. Alle sahen ihn freilich nicht; viele aber erblickten ihn bisweilen, wie er sich in der Sonne putzte und nach allen Seiten Umschau hielt, als herrsche er über ein kleines Königreich zu seinen Füßen. Jahrelang konnte man ihn so sitzen sehen. Als aber im Tale die neue Pfarrkirche erstand und die Glocken dicht neben ihm in einem Holzturm aufgehängt wurden, gefiel es ihm dort oben nicht mehr. Beim ersten Glockenschlag fuhr er knirschend in den uralten, 60 Ellen tiefen Burgbrunnen, der dann oben vermauert wurde. Ob er heute noch darin haust, weiß die Sage nicht zu melden.

Der Spuk auf der Fredeburg

Von der einstigen Fredeburg sanken bis zum 19. Jahrhundert sämtliche Gebäude durch Brände und Alter allmählich in den Schutt. Nur der wuchtige Ostturm mit seinen gewaltig dicken Mauern trotzte allem Wind und Wetter und ragte wie ein stolzes Wahrzeichen auf dem Burgberge über der Stadt.
In dem einstigen Schlosse soll nun, wie die Sage berichtet, ein unheimlicher Spuk sein Unwesen getrieben haben, der bei dem Verfall der Burggebäude in dem noch übriggebliebenen Turme weiter hauste und die Bewohner ängstigte. Wie es hieß, ging er von einem vermoderten, oben im Turme befindlichen Schweinekopf mit Borsten aus, in den er verbannt war. Bei einem furchtbaren Gewitter am frühen Morgen des 15.Juli 1855 schlug der Blitz in den strohgedeckten Turm, und das Innere sowohl wie das angebaute Gebäude fielen dem gefräßigen Elemente zum Opfer. Nur die dicken, kahlen Mauern reckten sich noch zum Himmel. Beim Aufräumen des Schuttes fand sich wirklich der borstige Schweinekopf, und ängstlich überantwortete man ihn dem Feuer. Seitdem ist der Spuk verschwunden.

Das Teufelsloch bei Fredeburg

Als die Franzosen um das Jahr 1800 in Fredeburg und Umgegend hausten, kam einmal ein Trupp Rothosen mit Protzen und Kanonen von Oberrarbach, um nach Fredeburg zu ziehen. Aus dem Tal der Henne mußten sie plötzlich an der steilen, dunklen Höhe, die den Teufelskopf mit dem Buchhagen verbindet, empor. Alle Mannschaften spannten sich vor die Geschütze. Trotzdem kam man nur mühsam herauf, und mancher derbe französische Fluch gellte durch den finsteren Wald. Da sahen die Franzosen mit einemmale auf jeder Kanone ein häßlich grinsendes Teufelchen sitzen, das ihnen den Aufstieg so ungemein erschwerte. Schweißtriefend kamen sie endlich oben an, aber die Stelle heißt Teufelsloch bis auf den heutigen Tag.

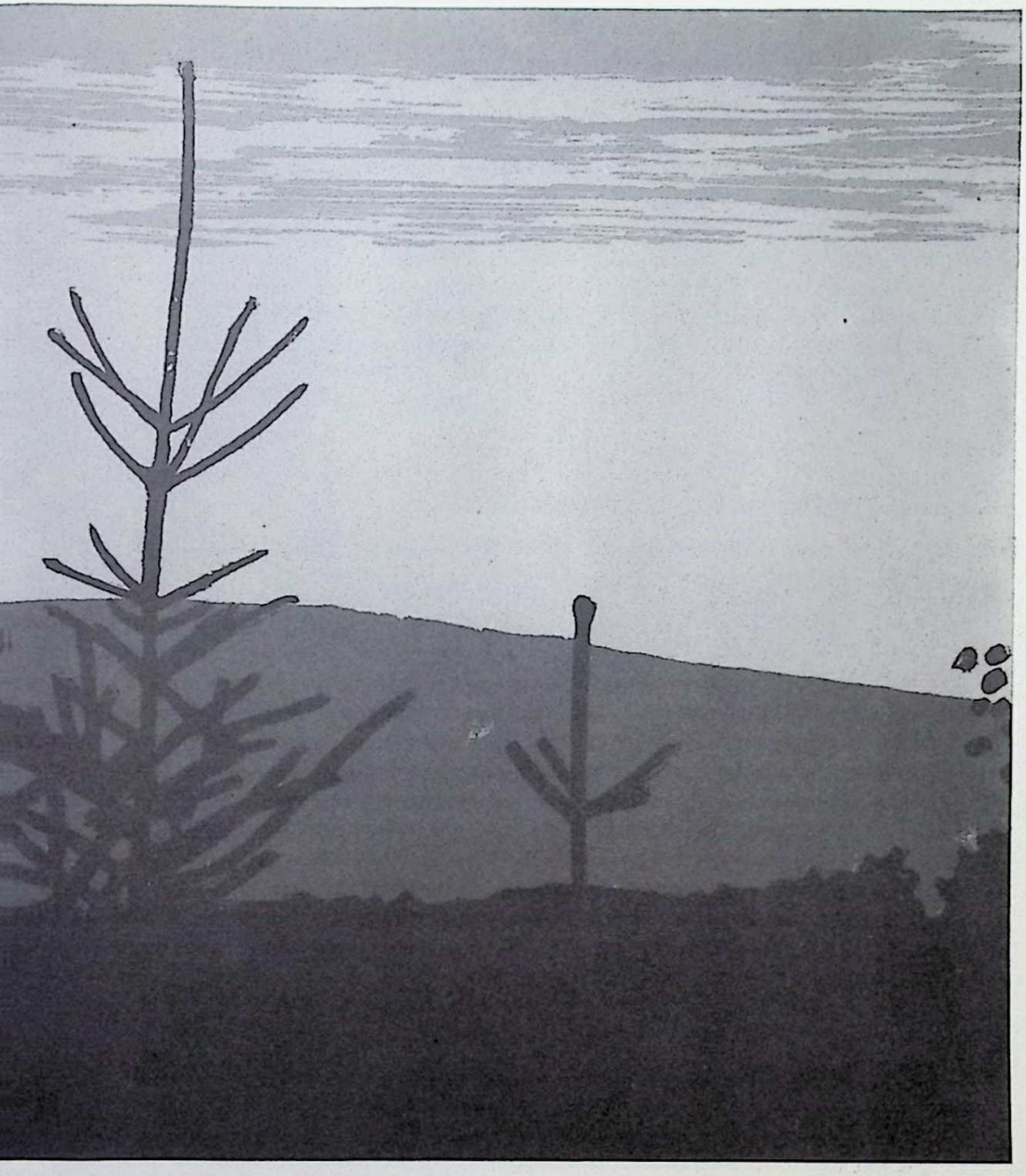
Das Madonnenbild im Buchenhagen bei Fredeburg

Nordwärts von Fredeburg ragt ein hoher, dunkler Buchenwald. Durch seine flüsternden Zweige zog vor mehr denn hundert Jahren ein einsamer Wanderer. Da senkte sich plötzlich ein zitternder Sonnenstrahl durch die schwankenden Reiser und umgaukelte zum Staunen des Wanderers ein kleines Bild der Schmerzensmutter in kleiner Wölbung eines uralten Stammes. Erstaunt schaut er auf, betrachtet das Bild und sinkt vor ihm nieder. Dann eilt er nach Fredeburg zurück und erzählt hastig und abgebrochen, was er gesehen. Keiner wußte bisher um das Bild, und so ziehen sie denn in Prozession den Berg hinan, betend und singend, mit Kreuzen und wehenden Wimpeln. In ehrfurchtsvoller Scheu tragen sie das seltene Kleinod hinab zur alten Stadtkapelle und stellen es unter blühenden Blumen auf den Altar. Am folgenden Tage aber findet es sich nicht mehr. Erschrocken eilt alles, es zu suchen. Wieder steht es an der alten Stelle, wo man es gefunden. Nochmals trägt man es in feierlicher Prozession in die Kapelle, nochmals ist es am folgenden Tage verschwunden. So hat man es dreimal herabgebracht, und dreimal flog es wieder hinauf zum Buchhagen. So entschloß man sich denn, dort oben ein kleines, schmuckes Kapellchen zu Ehren der Gottesmutter zu bauen. Dicht daneben ragt heute noch der verwitterte erstorbene Stamm mit dem zierlichen Bild, zu dem auf einem Kreuzwege fromme Wallfahrer ziehen. Und unter der Kapelle entspringt ein ewig sprudelnder Quell, dessen Heilwasser vor allem den Augen helfen sollen.

Die Götterbrücke

Schaut man in der Abenddämmerung von der Höhe der Fredeburg nach Süden, so kann man bisweilen in nebelhaftem Schimmer die gewaltige Götterbrücke von der Robbecke zum Rothaargebirge ausgespannt sehen. Auf ihr sind ehedem, als die Franken unter den Merowingern das Christentum annahmen, die heidnischen Götter der Franken ins Sachsenland hinübergegangen; denn auf dem Rothaargebirge ist die uralte Grenzscheide zwischen den südlichen Franken und den nördlich wohnenden Sachsen.

Manchmal erblickt man auf der nebeligen Götterbrücke blanke Helme und Schilde im Abendgolde der Sonne leuchten. Hoch ragt dann



die Gestalt Wodans auch hier in die Wolken hinein, und seine Gattin Frija sitzt und spinnt an goldenem Rocken. Heimdall nimmt, sobald es dunkler wird, die Mondsichel wie ein Horn in die Hand, aber man vernimmt keinen Ton daraus. Gleich einer lichten Wolke schwebt Baldur über die Brücke, bis plötzlich, einer dunklen Wolke ähnlich, der finstere Höder kommt. Es entspinnt sich ein Kampf, in dem der lichte Baldur unterliegt. Dann deckt Dunkelheit die ganze Brücke, und sie entschwindet dem forschenden Auge des Menschen.
Nur dem reinen und guten Menschen offenbart sich der Weg über die Brücke in die lichte Wohnung der Götter. Von hier schauen die Himmlischen auf die guten Menschen herab, und wer scharf zu sehen versteht, kann beobachten, wie sie von der Götterbrücke ihm winken, heraufzukommen.

Die Salzquelle zu Oberhenneborn

Unweit von Henneborn entsprang einst eine Quelle, die überaus reich war an heilbringenden Salzen. Ein reicher Graf wollte die Wasser zum Wohle der Menschheit in prächtige Bäder, die er mit eigenem Gelde errichten ließ, und auf ausgedehnte Salinen leiten lassen. Der tückische Dolch eines neidischen, fremden Salzherrn jedoch setzte seinem jugendlichen Leben ein frühes Ende. Die untröstliche Gattin ließ die kostbare Leiche auf schwarzbehangenen, von vier Rappen gezogenen Wagen setzen, um sie in dem altehrwürdigen Gotteshause zu Wormbach zur stillen Ruhe zu bestatten. Sie selbst begleitete mit dem Säugling auf dem Arme den Trauerzug. In dem von einem Wächter behüteten Totenturme südlich von Henneborn bahrte man am Abende die Leiche auf; doch die Gattin wich nicht von der Seite des toten Gatten.
Da sprengte ein schwarzer Ritter in Panzer und Helm heran, stieg am Totenturme aus dem Sattel und zückte finsteren Antlitzes sein Schwert. Es war der ruhmbedeckt aus dem Heiligen Lande heimgekehrte Ritter Rondo. Als er die Leiche sah, entsetzte er sich sehr, trat an den Salzquell, füllte den Helm und goß ihn wieder aus. Dann murmelte er: „Fortan, geheiligter Quell, lindere deine salzige Flut, aber versiege nicht ganz zum Andenken an den Ermordeten." Da dröhnte es seltsam in der Erde; schäumend kochte der Brunnen auf, wallte noch einmal zischend und brausend über und verschwand mit seinen

kostbaren Salzen in dem unter furchtbaren Prasseln sich öffnenden Wehlberg. Der Ritter aber schwang das Schwert über seinem Haupte und schwur, nicht eher ruhen und rasten zu wollen, bis er dem Mörder die Brust durchbohrt habe. Dann sprengte er davon. An Stelle des kräftigen Salzquells rieselte nur ein kleines, klares Wässerchen. Am andern Morgen zog der Trauerzug vom Totenturm zu Henneborn gen Wormbach, wo die Leiche feierlich bestattet ward. Geächtet und verfehmt irrte der grausame Salzherr in fernen Wäldern umher. Das Gras verdorrte ihm unter den Sohlen, jedes rauschende Blatt flößte dem Ängstlichen Schrecken ein. Im Thüringer Walde aber traf ihn eines Tages der rächende Mordstahl des Ritters Rondo. Zu Zeiten wandelt im südlichen Tale von Henneborn ein Licht, das zur Mitternachtszeit in den Quell hinabsteigt, während aus diesem leises Wehklagen ertönt. Der Quellbach aber heißt heute noch die Soolbeke.

Der weiße Mönch in der Rellmecke

Geht man von Fredeburg den Waldweg über Huxel zur Obersorpe, so muß man, ehe man den sogenannten Sattelbogen übersteigt, durch die stille Rellmecke. Hier sah schon mancher in der Dämmerung den weißen Mönch einherwandeln, auf und ab, als suche er etwas Verlorenes. Bisweilen auch tritt er den ihm Begegnenden in den Weg. Wohl dem, der ihm zu entkommen weiß. Wer es nicht vermag, der muß mit ihm gehen, um mit ihm Karten zu spielen. Es ist kein ergötzliches Spiel, das er treibt; denn es geht nicht um Geld, sondern es geht um das Leben.

Der Pilger von Silbach

Als rauher, abgehärteter Söldner focht Matthias Dohle aus Silbach jahrzehntelang in aller Herren Länder, bis er in einer Schlacht wider die Türken gefangen genommen und in harte Knechtschaft weggeschleppt wurde. Die drückende Gefangenschaft brach den trotzigen Kriegsmut. Er ging in sich und gelobte Gott, wenn er aus den schmerzlichen Fesseln befreit würde, wolle er ein frommes Pilgerleben führen und sich ganz dem Dienste Gottes weihen.

Sobald er glücklich freigekommen, trat er die damals überaus mühevolle und entsagungsreiche Pilgerfahrt zu Fuß nach der Ewigen Stadt an. Weder die schlechten Straßen, noch seine Armut vermochten ihn zu entmutigen. In Rom blieb er als dürftiger Pilger 14 Jahre lang und führte ein Leben des Gebetes und der Abtötung. Täglich wohnte er dem Meßopfer bei. Er kehrte dann zwar in beschwerlicher Pilgerfahrt nach Hause zurück, unternahm aber noch fünfmal dieselbe Reise zur Ewigen Stadt.

Später ließ er sich in Bödefeld nieder, angezogen durch den frommen Lebenswandel des heiligmäßigen Pfarrers Montanus, der den im Volke allgemein „der Pilger" genannten Greis sehr hochschätzte. Jedes Jahr, solange es seine Kräfte eben zuließen, zog der bejahrte Pilger zu Fuß nach Köln, um am Grabe der heiligen drei Könige zu beten. Als er einst zu Wipperfürth in einer Herberge übernachtete, sah ein später angekommener andersgläubiger Fuhrmann durch das Fenster einen helleuchtenden Schein in das Zimmer des Pilgers hinabsteigen. Und dieser lichte Schein blieb über dem Haupte des Pilgers schweben, bis der erstaunte Fuhrmann andere Leute herbeirief. Als sie voll Verwunderung noch dastanden und unter sich redeten, entschwand der leuchtende Schein, indem er aus dem geschlossenen Fenster wieder herausfuhr. Seitdem nahm der Herbergswirt den durchziehenden Pilger immer unentgeltlich und ehrenvoll auf.

Als der stille und fromme Knecht Hillebrand Gierse aus Brabecke im Jahre 1741 Getreide zur Mühle fuhr, scheute das Pferd und der Knecht starb bald darauf an den inneren Verletzungen. Über der Bahre des Toten sah der Pilger in Susewinds Hause zehn Lichter immer hin und her schweben. Ein Jahr später, am 1. April 1742, sagte der Pilger dem Pfarrer Montanus voraus, daß er, der Pilger, bald sterben werde. Er bereitete sich sorgfältig vor und verschied auch wirklich, nachdem er alle Sterbesakramente durch Vikar Selman empfangen, am 22. Mai 1742, im Alter von 86 Jahren und ward am 23. Mai zu Bödefeld bestattet. Der Pilger aber ward lange nicht vergessen.

Mönch und Teufel

Die Pfarrei Berghausen gehörte vor Jahrhunderten, trotzdem sie eine prächtige romanische Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert besaß, als Filiale zur benachbarten Pfarrei Wormbach. Der Berghauser Seelsorger, zeitweilig ein Grafschafter Benediktinermönch, wohnte im Pfarrhaus zu Wormbach.

Als er einmal zu einem Kranken nach Berghausen gerufen wurde, um ihm die heilige Wegzehrung zu bringen, schritt er mit dem Küster durch das Wennetal nach Berghausen. Kaum hatten sie die Brücke über den Fluß erreicht, als sie mitten darauf einen großen, schwarzen Hund mit feurig glühenden Augen erblickten, der dem Priester fletschend die Zähne zeigte. Je näher sie dem Tiere kamen, desto ängstlicher wich der Küster zurück. Furchtlos schritt jedoch der Mönch voran, und als das seltsame Tier immer größer und unheimlicher wurde, hob der Priester das Allerheiligste in die Höhe, als wolle er den Spuk bannen. Schon konnte sein Fuß den Hund berühren, da wich er mit schreckenerfüllendem Wutgeheul. Stinkender Brodem stieg auf, – und als er sich verzogen, war keine Spur des Spukes mehr zu sehen. So schritten Mönch und Küster unbehindert des Weges.

Bei der Rückkehr lag das schnaubende Scheusal wieder auf der Brükke. Da die bei Obringhausen entspringende Wenne hier noch klein ist, schritten beide seitwärts durch das seichte Wasser. Höhnisch scholl es von der Brücke: „Warum schreitest du jetzt nicht über mich hinweg?" Und der Mönch erwiderte: „Meinen Weg wähle ich nach Belieben, doch meinem Schöpfer mußt du, Böser, weichen."

Im Volksmunde aber lebt die Kunde hiervon noch heute, und die Brücke wird jetzt noch die Papen-Brücke genannt.

Sagen des Kreises Olpe

Der Teufelsstein bei Saalhausen

Etwas abseits der durch das obere Lennetal führenden Landstraße zwischen den Dörfern Saalhausen und Lenne lag ehedem ein gewaltiger, oben flacher Felsblock. Darauf befanden sich fünf Vertiefungen, in die ein ausgestreckter Mensch Gesicht, Arme und Beine bequem hineinlegen konnte. Ehedem soll es ein Altarstein zur Opferung der Kriegsgefangenen gewesen sein.

Zur Zeit der Einführung des Christentums durch den heiligen Bonifatius wanderten die zahlreichen in den Höhlen des Lennetals wohnenden Hexen aus. Die Wahrsagekunst trug eben nichts mehr ein. Nur eine im Goldstein nahe dem Altarstein hausende alte Zauberin wollte sich nicht von ihrer Höhle trennen. Oft erhielt sie in ihrer Einsamkeit Besuch vom Obersten der Teufel. Gern schenkte sie ihm dann von ihrem selbstgebrauten Feuertrunke ein.

Einst spielten beide, berauscht vom Gelage, Fangen an den Felsenhängen zwischen Brombeerstauden, Ginster und knorrigem Wurzelwerk. Unversehens befanden sie sich plötzlich auf der steilen Bergspitze, etwa einen Büchsenschuß von dem Altarstein entfernt. „Erlauchter Fürst von Feuerheim", sprach die Alte, „ich weiß, daß du durch deine Fledermausschulterklappen weite Sprünge auszuführen vermagst. Doch wette ich um einen Krug Kräuterbittern mit dir: Bis zur andern Bergspitze springst du nicht!" „Soll gelten", ruft der Gutgelaunte und leckt schon lüstern seine trockenen Lippen. Er blinzelt ins Tal, setzt an und schwingt sich empor. Aber o weh! Die Glieder sind bleiern, die Flügel hängen schlaff herab. Da plötzlich ein Schrei und dann ein Aufschlag auf den harten Felsblock. Alle Glieder des Leibes krachen und lassen im harten Stein die tiefen Spuren zurück. Sogar ein Horn stieß sich der Teufel ab, das später gefunden und lange noch in Saalhausen als Horn des Nachtwächters und Gemeindehirten verwendet wurde. Die erschrockene Alte führte den ächzenden Teufel hinab zur Lenne und wusch ihm die blutenden Glieder.

An der Stelle entstand ein Sumpf unter Erlengebüsch, aus dem man allabendlich ein Seufzen und Ächzen vernimmt. Bisweilen liegt

Schwefelgeruch und blaßroter Feuerschein darüber. Leider wurde der Altarstein vor einigen Jahrzehnten gesprengt und zur Pflasterung der Landstraße benutzt. Der Ort aber, wo er lag, heißt heute noch am Teufelsstein.

Der Engelbertstein bei Oberhundem

Unter den Kölner Erzbischöfen ist der heilige Engelbert, der Wiederbeleber der Fehmgerichte, von jeher im Sauerlande besonders bekannt und verehrt. Sein Gerechtigkeitssinn und seine Sittenstrenge ließen ihn stets als ein von Gott erwähltes Werkzeug erscheinen, und diese Ansicht verstärkte sich noch, als er als Reichsverweser den Königssohn Heinrich in aller Tugend und Wissenschaft erzog und im Jahre 1222 zu Aachen krönte. Als er, der letzte Graf von Berg, am 7. November 1225 durch Friedrich von Isenberg bei Schwelm ermordet worden, lebte die Erinnerung an seine weise und gerechte Regierung allüberall im Volke wieder auf.
Mit besonderer Liebe und Verehrung hütete das Volk all jene Stätten, an denen der Heilige geweilt hatte. In der Umgegend von Oberhundem gedachte man des Durchzugs des Kölner Kirchenfürsten im Jahre 1221, als er auf der Reise nach Soest durch diese Gegend auch nach Kloster Grafschaft kam und eine Urkunde zugunsten der Lenner Kirche unterschrieb. Aber auch sonst muß der Erzbischof öfter auf der Jagd in die Hundemer Gegend gekommen sein, da der Rüsper Wald von jeher einen ungewöhnlichen Reichtum an Hochwild, vor allem an Hirschen, aufwies.
Von den Dörfern Rinseke und Warmeke ziehen sich die Anhöhen allmählich zu dem mächtig ansteigenden Engelbertstein empor, der seine felsige Kuppe weithin in die Landschaft emporstreckt. Auf der Höhe zieht sich eine Felsenbank hin, von wo aus der Ausblick nach allen Seiten Berge und Täler in bunter Mannigfaltigkeit vor Augen führt. Hier nun soll der heilige Engelbert oft und gerne nach der Jagd ausgeruht haben, um zugleich ein Stücklein seines Landes zu überschauen. Seitdem heißt die Felsenbank im Volksmunde der Engelbertstein.

Der blutige Bach bei Oberhundem

Der Rüsperwald bot seit jeher dem edlen Hochwild Schutz und Nahrung, sodaß es dort ungestört und sicher sich vermehren konnte. Dem ward aber ein jähes Ende gesetzt, als einst im Altertum ein Anwohner auf den Gedanken kam, statt sein eigenes Vieh zu schlachten, dem wohlgenährten Wilde im Rüsperwalde nachzustellen und es zu pirschen. Das fiel bei der Zutraulichkeit der Tiere nicht schwer, und so gesellten sich bald andere Anwohner hinzu und jagten nach Herzenslust. Die einmal entfachte Leidenschaft begnügte sich nicht mehr mit dem weidgerechten Jagen, sondern schoß die Ricke von den Kitzen hinweg, daß diese elendig verdarben, oder ließ die verwundeten Tiere liegen, den Füchsen und Wölfen zum Fraße.
Da hub ein großes Weinen und Klagen der vernunftlosen Kreatur im Rüsperwalde an. Das Jammern der verwundeten Rehe klang wie das Wimmern sterbender Kinder und scholl racheheischend zum Himmel. Und der gerechte Gott vernahm das Geächz der klagenden Kreatur, und, wie einst auf das leuchtende Paradies, kam sein Fluch über den Rüsperwald. Der hinter der Haardt hinfließende Wiegebach, aus dem die weidenden Rinder und Schafe und Schweine zu trinken pflegten, ward rot wie Blut von tausend geschlachteten Tieren. Und wehe den Wesen, die daraus tranken! Sie siechten dahin und starben eines schaurigen Todes.
Erst dann kamen die übermütigen Menschen zur Besinnung. Sie ließen ab von ihrem Tun, und der Wiegebach ward langsam wieder zu einem weißen Bach mit gesundem Wasser.

Ritter Rutger vom Totenohl

Zur Zeit, als das Sauerland noch weithin von dichtem Urwald bedeckt war, als der germanische Götterglaube noch in seinen Gauen herrschte, ließ sich ein Mann namens Irmingam aus dem Stamme der Amsivarier in der Nähe des heutigen Saalhausen am Gleierbach nieder. Unter seinen wuchtigen Axtschlägen fielen rings die Urwaldriesen, aus denen er sich eine Hütte erbaute. So entstand eine Lichtung mit einer Siedelung.

Als der Christenglaube dann auch in die Urwälder des Sauerlandes einzog, nahm die Familie Irmingams ihn an und hütete ihn von Geschlecht zu Geschlecht. Wenn dann von weither die Leichen der Adeligen zur letzten Ruhstatt nach Wormbach gefahren wurden, rastete der Trauerzug mit der Leiche bei Irmingams Gehöfte, das dadurch den Namen Totenohl erhielt.

Einmal waltete nur ein Mädchen namens Birgitte als Erbin auf dem reichen Hofe im Totenohl. Die Einsamkeit der weiten Wälder und der häufige Anblick der durchziehenden Trauerzüge machten es traurig von Gemüt und grüblerisch. Da geschah es, daß ein Ritter aus der Nachbarschaft, mit Namen Rutger, auf seinem Jagdzuge überfallen und schwer verletzt ward. Köhler fanden ihn und brachten ihn zum nächsten Gehöft, dem im Totenohl. Birgitte pflegte sein mit rührender Sorge, bis er des Siechtums genaß. Voll Dankbarkeit erkor er die Lebensretterin zur Braut.

Schon rüstete man sich zur Hochzeitsfeier, als Ritter Rutger bei einem festlichen Turniere zu Köln den mächtigen Grafen Balduin von Flandern aus dem Sattel hob und ihn sich zum Feinde machte. Dessen Knechte überfielen ihn bei der Rückkehr und verwundeten ihn gefährlich. Zum Sterben krank brachte man ihn Birgitte ins Haus. Im Totenohl wollte er zum letztenmal rasten. Und als er dann starb und im Sarge lag und zur letzten Fahrt gerüstet ward gen Wormbach, da hob Jungfer Birgitte vor Herzeleid noch einmal den Sargdeckel empor und schaute in das starre Antlitz Rutgers. Dann trug man ihn hinaus und fuhr ihn auf holperigen Wegen nach Wormbach.

Der Schneesturm schnob durchs Land, und ohne daß die Begleiter es gewahrten, glitt der Sarg vom Wagen in den Schnee. Birgitte aber duldete es daheim nicht mehr ob großer Angst. Sie ließ ihren Wagen bespannen und jagte dem Leichenzug nach. Da stieß sie auf den verlorenen und geöffneten Sarg. Mit lautem Schrei sank sie neben der geliebten Leiche im Schnee nieder – und siehe da! Der Leichnam bewegte sich und atmete tief und lang. Der Starrkrampf wich von Rutger – und statt eines Toten fuhr Birgitte den zum Leben glücklich Wiedergewonnenen heimwärts zum Totenohl. Schon bald ward Hochzeit gefeiert, und froh und vergnügt lebte Ritter Rutger mit Frau Birgitte im Totenohl.

Die Riesen im Rüsperwalde

Wenn man von Latrop durch das „heilige Holz" in den Rüsperwald geht, so sieht man links des Meinscheider Tales, einige Kilometer vom Jagdhaus Röspe und von Oberhundem entfernt, den mächtigen Burgkopf emporragen. Auf seiner Höhe befinden sich heute noch ausgedehnte Wälle und Gräben einer Grenzfeste der einstigen Hundschaft.
In altersgrauer Zeit hauste auf dieser luftigen Höhe ein Riese, der aus dem Eisen der Berge Waffen und Gerätschaften schuf. Auf der andern Seite des Tales, schon zum Wittgensteiner Lande gehörig, steigt der Kopf der Bilsburg auf, den gleichfalls ein das Schmiedehandwerk betreibender Riese bewohnte. Beide Riesen verstanden sich gut und hielten treue Nachbarschaft. Noch waren die Zeiten arm und der Werkzeuge gab es gar wenige. So gebrauchten die befreundeten Riesen einen mächtigen Vorhammer gemeinsam. Wenn dann einer von ihnen des Hammers bedurfte, schleuderte der andere den Hammer über das weite Tal zum jenseitigen Freunde. Dann zitterten und dröhnten die Berge, als wenn ein Erdbeben sie schüttele.

Die wilde Jagd auf dem heiligen Holze

Das heilige Holz im Rüsperwalde barg von jeher seltsame Geheimnisse. Wie an dem reichen Wildbestande der Weidmann zu allen Zeiten seine Freude hatte und selbst mächtige Fürsten im heiligen Holze gepirscht, so auch tollte in ihm der ewige Jäger in den heiligen Nächten. Wer dann es durchschreitet, der vernimmt das brausende Gejaid, das mit Sturmwind und Regen durch Täler und Berge einherzieht. Dann heult es in den Wäldern und Lüften, als ob das ganze höllische Heer losgelassen. Wehe dem, der unkundig des Weges zu dieser Zeit ins heilige Holz sich wagt.

Die Schanhollen zu Albaum

Geht man von Kirchhundem nach Heinsberg, so kommt man durch Nieder- und Oberalbaum auf einem Fußpfade an den teilweise dreißig Meter hoch aufragenden Albaumer Klippen vorbei, fünfzehn

mächtigen, sich durch die Grauwacken durchringenden Porphyrfelsen. An ihrer oberen Hälfte entspringt die Schanhollenquelle, an der nach dem Volksmunde ehedem die Hollen gehaust. Ihre schwer zugänglichen Höhlen lagen zwischen dem Felsgestein versteckt, und mochten sie sich auch oft den Menschen hilfreich und hold erweisen, so litten sie doch nicht das Vordringen in ihr geheimnisvolles Reich. Ein holderblühendes Mädchen stieg einmal zu den Albaumer Klippen empor. Beim Blumenpflücken vergaß es Weg und Steg und drang immer tiefer in den Bereich der Hollen vor. Seitdem blieb es verschwunden, und auch von den Hollen ward nie wieder eine Spur bemerkt. Aber mächtige Felsstücke stürzten an die Stelle herab, wo das Mädchen geweilt, und dichtes Felsgewirr versperrte die Höhlen der Hollen. Nur bisweilen vermag man in stillen Nächten eine weiße Gestalt zu erblicken, die hilfesuchend die Hände ringt und leise klagt und weint.

Der schwarze Hund bei Heinsberg

Wer um Mitternacht an den Albaumer Klippen vorbei nach Heinsberg wandert, kann bisweilen den schwarzen Hund, den Schliepetieve, beobachten, der rastlos in dieser Gegend streift. Gern springt er dem nächtlichen Wanderer auf die Schulter und drückt ihn unter seiner Last danieder. Oder er läßt sich von ihm forttragen, bis er in der Nähe Heinsbergs an die Stelle eines untergegangenen Bauernhofes kommt. Erst dann springt der unheimliche Hund ab und läßt den Wanderer frei.

Der Lowwerhannes zu Bilstein

Seit etwa dem Jahre 1225 hauste auf dem Bilstein in fester Burg ein altes Adelsgeschlecht, das sich nach seinem Wohnsitz von Bilstein nannte. Die Edelherren von Bilstein, reich begütert an Land und Leuten, galten bald als Ebenbürtige der vornehmsten Adeligen Westfalens. Leider starb das Geschlecht nach eineinhalb Jahrhunderten schon aus, das manche bedeutende Männer dem Sauerlande und der Kirche geschenkt.
Der letzte seines Stammes, Johann II., Sohn Dietrichs III., des Erbauers der Fredeburg, lebte zurückgezogen und einsam auf seinem

ragenden Schlosse. Wenig kümmerte er sich um öffentliche Angelegenheiten, lehnte aber auch alle Zudringlichkeiten seiner nach dem reichen Erbe lüsternen Verwandten entschieden ab. Als sie ihn deshalb geringschätzig behandelten, setzte er das Kölner Erzstift zum einzigen Erben seiner ausgedehnten Besitztümer ein.
Von da an sah man ihn bis zu seinem Tode schweigsam und schwermütig auf den weiten Waldespfaden lustwandeln, stets in der hohen, breiten Halskrause, wie sie im Mittelalter gebräuchlich war. Er mied die Menschen, die ihn wegen seiner Halskrause den Lowwerhannes nannten. Und als er lange gestorben, sah man ihn immer noch in den Gängen und Gemächern der Burg, wie auf den altgewohnten Pfaden in Wiesen und am Waldessaum. Noch heute kann ihm der einsame Wanderer in mondheller Nacht an stiller Stätte begegnen.
Mit ihm sank das durch Tapferkeit und Tugend, durch Milde und Klugheit berühmte, durch religiösen Sinn und seltene Freigebigkeit bedeutende Geschlecht der Edelherren von Bilstein ins Grab.

Der Glockenguß zu Attendorn

Der Sohn einer armen Witwe zu Attendorn lebte in Holland, um Kaufmann zu werden. Jährlich sandte er seiner Mutter das ersparte Geld. Eines Tages schickte er ein Paket, in dem sich auch eine schwarzgestrichene Platte aus purem Golde befand. Die Mutter kannte den Wert der Platte nicht und legte sie achtlos beiseite. Als nun zu Attendorn eine neue Glocke gegossen werden sollte, gaben alle an altem Metall, was sie besaßen. Freudig schenkte die Mutter die schwarze Platte ihres Sohnes. Als nun der Glockengießer nach Arnsberg reiste, befahl er seinem trefflichen Gesellen, die Form der Glocke herzurichten, ohne aber den Guß selbst auszuführen. Damit solle er warten, bis der Meister zurückgekehrt sei.
Da der Meister jedoch ausblieb, vollzog der Geselle den Guß. Und siehe da, die Glocke besaß wegen des vielen Goldes einen wunderbaren Klang. Voll Freude eilte er seinem Meister nach Arnsberg entgegen, ihm die frohe Kunde zu bringen, während man ihm zu Ehren die neue Glocke läutete. Auf der steinernden Brücke zwischen Attendorn und Burg Schnellenberg begegneten sie einander. Als der Meister das fröhliche Geleite sah und den bezaubernden Klang der Glokke vernahm, konnte er seine Eifersucht nicht mäßigen und erschoß den wackeren Gesellen auf der Stelle. Dann ritt er nach Attendorn

hinein und erbot sich, die Glocke noch einmal zu gießen. Doch legte man ihn wegen der Mordtat in Fesseln und warf ihn in den festen Turm. Als man ihn auf die Folter spannte, bekannte er, daß er das Gold heimlich beiseite schaffen wollte und deshalb dem Gesellen den Auftrag gegeben habe, bis zu seiner Rückkehr mit dem Guß der Glocke zu warten. Bald darauf ward der unselige Meister enthauptet, dem Gesellen aber errichtete man auf der steinernen Brücke ein eisernes Kreuz.
Etwa hundert Jahre später lohten gewaltige Flammen vom Turme der Johanniskirche in die Nacht hinaus. Und, wie von unsichtbarer Hand gezogen, wimmerte der herrliche Ton der Glocke über der Stadt. Es war ihr Todesruf. Von der Glut geschmolzen, rieselte ihr edles Metall glühend herab. Aus den Trümmern des Turmes barg man den kostbaren Schatz und baute mit ihm einen Turm, herrlicher noch als den alten, der heute noch Kunde gibt von dem Reichtum, der einst in Attendorns Glocke geborgen gewesen.

Die Attendorner Kattenfillers

Auf der herrlich gelegenen Burg Schnellenberg bei Attendorn führte der abtrünnige Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, um das Jahr 1583 ein überaus liederliches Leben. Eine Zeitlang sahen das die Attendorner ruhig an. Als ihnen das Treiben aber zu toll ward, verjagten sie den Truchseß von Schnellenberg. Er floh auf die Feste Bilstein. Doch auch hierhin verfolgten ihn die Attendorner und belagerten ihn lange Zeit. Eines Tages sahen die Belagerer den Kopf des Fürsten mit einer Schlafmütze zu einem Turmfenster herausschauen. Sogleich richteten sich alle Bolzen und Pfeile auf ihn, aber als die Pfeile trafen, schrie es laut vom Turmfenster herab: „Miau, miau!" Erst jetzt gewahrten die Attendorner, daß sie nur einen Kater getroffen, der, von vielen Geschossen durchbohrt, so kläglich geschrien. Ärgerlich zogen sie ab; von der Burg jedoch scholl höhnisches Gelächter hinter ihnen her: „Kattenfillers, Kattenfillers!" Und diesen Namen haben sie behalten bis auf den heutigen Tag.

Die Bienen als Retter

Während des dreißigjährigen Krieges, in dem die Schweden gerade die schönsten Gegenden unseres Vaterlandes plündernd und sengend durchzogen, wurde auch die feste Stadt Attendorn von ihnen belagert und bestürmt. Doch ehe noch die Schweden kamen, hatten die Stadtbewohner sich zur Verteidigung in eigenartiger Weise vorbereitet. Rings vom Lande her trugen sie die Bienenstöcke in die Stadt. Und als nun der Feind unter den Mauern lag, stürzten rings von der Höhe hunderte von Bienenkörben hernieder; die durch den Stoß erbosten Bienen überschwärmten das ganze Lager, warfen sich auf jeden einzelnen Mann, krochen unter die Visiere und stachen wild ein, sodaß die erschrockenen Feinde in regelloser Flucht davoneilten.

Als die Attendorner nun die Tore öffneten, lag das ganze Lager mit allen Waffen und Gerätschaften ohne Schutz vor ihnen. Die Beute war überaus reich. Seitdem wagte sich der Schwede nicht mehr an die Stadt. Die überglücklichen Bewohner aber führten mit den von den Schweden erbeuteten Waffen Tänze auf. Und noch heute wird alljährlich am Fronleichnamsfeste zur Erinnerung an dieses denkwürdige Ereignis ein glänzender Waffentanz aufgeführt.

Das Gottesgericht am Christtage

Nicht weit von Olpe liegt in tiefer Waldeinsamkeit eine sumpfige Wiese. Vor vielen, vielen Jahren erhoben sich auf dieser Waldwiese die schmucken Giebel eines großen und stolzen Bauernhofes. Die ausgedehnten Scheunen bargen reiche Frucht des Herbstes. Aber wegen seines Reichtums kümmerte sich der Gutsbesitzer namens Hilercus wenig um Gott und seine Gebote. Aus Habsucht zwang er gar seine Knechte und Mägde, an Sonn- und Feiertagen zu arbeiten, als ob es Werktag wäre. An einem Weihnachtsmorgen in aller Frühe, als das Gesinde zur Uchte gehen wollte, schalt es der hartherzige Bauer und forderte es zur Arbeit auf. Zaghaft sagten die Leute, es sei doch Christtag. Er aber rief erbost: „Christtag ist Misttag". Und so folgten die Dienstboten nur ungern seinem Befehle.

Schon während der Nacht hatte ein wüstes Wetter getobt. Aber als nun die Knechte Dünger luden und die Mägde die Hacke nahmen,

begann es in den Bäumen des Waldes unheimlich zu stöhnen und zu klagen. Der Sturmwind weinte so schauerlich um Haus und Hof, um Stall und Scheuer, daß kaltes Entsetzen das Gesinde packte und es vor Angst aus dem Hause trieb. Und siehe da! Als sie sich umschauten, erblickten sie züngelnde Flammen, die aus dem Waldesdickicht auf die Dächer übersprangen. Kobolde mit glühenden Schweifen hüpften von First zu First, und dabei dröhnte und donnerte es, als wolle die Erde bersten.
Und mit einemmale gähnte ein tiefer Spalt, in dem der Frevler mit Haus und Hof urplötzlich versank. Als das Unwetter sich verzogen, sah man an der Stelle des herrlichen Hofes nur trübe Wasserlachen. Von dem Besitzer und seinem Gute ward keine Spur mehr gefunden.

Das heilige Wasser

Geht man von Olpe am Höhenweg entlang nach Rothemühle, so kommt man an dem im Volksmunde das heilige Wasser genannten Orte vorbei. Einst stand hier auf einsamer Höhe ein stilles Kloster mit herrlicher Aussicht ins Tal. Erbaut war es vom Erzbischof Anno II., dem Heiligen von Köln, der so manche Benediktinerklöster in Westfalen gründete, wie das traumverlorene Kloster Grafschaft und die hochragende Abtei Siegburg.
Neben dem Klösterlein am Höhenwege grub er einen tiefen Brunnen, über dem als prächtiger Schmuck ein mächtiges Kreuz prangte, das jetzt noch ungehoben tief im Brunnen liegen soll. Davon erhielt der Ort den Namen „Heiliges Wasser", wenn es nicht deshalb war, weil ein Heiliger es gegraben.

Der Schwedenstein

Im Jahre 1635 drangen die Schweden immer tiefer in das Sauerland ein. Als sie das Städtchen Drolshagen, dessen Bewohner katholisch waren, besetzt hatten, suchten sie hier den reformierten Glauben einzuführen. Ein schwedischer Prediger bestieg die Kanzel der Drolshagener Kirche und suchte die Leute von der Wahrheit seiner Lehre zu überzeugen. Plötzlich rief ihm ein Mann aus dem Schiffe der Kirche zu: „Un wann de nit stille bist, scheit ick dik met dem Gewehr!" Es

war der Klosterkämmerer, Pater Butz aus Drolshagen, der das gerufen. Die Drolshagener hielten nun an ihrem Glauben fest, aber die Schweden taten den kühnen Pater Butz in die Acht und erklärten ihn für vogelfrei. Unstet irrte er im Lande umher, indem er die schützende Grenze des nahen Erzbistums Köln zu erreichen suchte . In Belmicke jedoch, fast am ersehnten Ziele, traf ihn die tückische Kugel eines Schweden am 10. Juni 1635. So starb er als Märtyrer seines Glaubens. Die Einwohner des Ortes setzten dem mutigen Mann gegenüber der Kirche einen Denkstein mit einer Inschrift, der immer noch den Namen Schwedenstein führt.

Die versunkene Glocke von Drolshagen

Der Teufel stand einmal auf dem Papenberge bei Drolshagen und sah auf Drolshagen nieder. „Mein liebes Städtchen", rief er, „ das du so schmuck und blank zwischen Berg und Tal gelegen bist, wie habe ich dich stets so gerne gehabt. An allen Ecken stand ein Wirtshaus, in dem alles, jung und alt, trank. Nun sind die Drolshagener mit einemmale fromm geworden: die Gräfin läßt eine Kirche bauen! Leider bin ich es selber schuld; denn jedes Jahr schickte ich euch die Grippe auf den Hals, um meine lieben Saufbrüder in die Hölle zu bekommen. Da bekamen die Leute nun Angst und liefen den Mönchen nach. Und jeder Stein am neuen Klemensturm tut mir unsäglich weh. Doch was sehe ich? Eine Menschenmenge steht vor dem Turm, und gerade zieht man eine neue Glocke herauf! Nein, das darf ich nicht dulden; denn das Glockenläuten kann ich nun ganz und gar nicht vertragen."
Ein wenig wartete der Teufel noch, da griff der Küster zum Seil der eben befestigten Glocke, und zum Jubel des Volkes erklang sie hell und froh: Bim, bam, bim, bam! Aber zugleich ertönte auch ein Sausen und Brausen in den Lüften, ein Heulen und Pfeifen, als ob der Sturmwind die Bäume des Papenberges entwurzeln wolle. Der erste Klang hatte das Ohr Luzifers getroffen. Jäh reckte er sich empor, Flammen schossen aus seinen Augen. Dann entfaltete er seine Fledermausflügel, und rasch wie der Blitz stand er auf den Mauern des Turmes, feurig rot in gelbem Schein. Die Männer standen, lahm vor Schreck, die Frauen fielen in Ohnmacht, die Kinder jammerten und weinten. Alles rief: „Herr Teufel, verschone uns!" Der aber trat gegen die Turmmauer, daß sie mit lautem Krache barst, faßte die Glok-

ke und riß die ungeweihte so hart vom Balkengerüst, daß sie in den Klauen des Teufels wehmütig wimmerte. Dann trug er sie über Drolshagen hinweg und versenkte sie im Glockensiepen, der später verschwunden ist.
An den vier Hochzeiten kommt noch der klagende Klang der ungetauften Glocke aus der Tiefe. Der Teufel hat nun auch seine Glocke; und wenn die Gläubigen zu Ostern oder Christtag sich ergötzen wollen am Glockenklang vom Klemensturme, erfreut sich der Böse damit, tief unten im Glockensiepen zu läuten, den Drolshagenern zum Spotte.

Die Schanhollen

Ehedem hausten in den Germinghäuser Felsenlöchern die Schanhollen, zierliche Zwerge, die den Bauern der Umgegend gern halfen, sei es in der Küche am Herd, beim Backen am Troge, sei es im Stalle beim Melken. Am liebsten hüteten sie Kühe und Ziegen, indem sie ständig Weide und Kamp umschritten und die Tiere zusammenhielten, sodaß sie dick und fett wurden.
Einst diente ein solches Zwerglein bei einem Landwirt in Köbbinghausen und hütete das Vieh. Allabendlich legte die Frau ihm eine Butterstulle auf den Pfosten der Hecke, und damit gab sich das Männlein zufrieden. Beim Beginn des Winters jedoch empfand die Frau Mitleid mit dem Zwerge, strickte ihm ein warmes Wams und hing es gleichfalls am Pfahle auf. Doch das Männlein kam nicht wieder; aus dem Berge hörte man es rufen:

„Ich treib nicht aus,
Mein Jahr ist aus!"

Eines Abends kam ein Schanholle zu einem Schuhmacher in der Hespicke. Auf einem Stuhle lag das Leder für ein Paar Schuhe fix und fertig da. Am zweiten Tag ging es ebenso und am dritten wiederum. Da sagte die Schustersfrau: „Ich habe das Männlein durch das Fenster gesehen. Es hatte ein Kleidchen an zum Gotterbarmen. Um ihm unsere Dankbarkeit zu bekunden, will ich ihm ein neues hinlegen." Sie taten also und verbargen sich hinter einem Schranke. Alsbald trat das Zwerglein ein, sah das Röckchen, zog es an, tanzte und sprang

ganz vergnügt und rief mit seinem zarten Stimmchen:

„Nun bin ich ein Herrlein schmuck und fein,
nun will ich nicht länger Schuhmacher sein!"

Auch in Herscheid hausten die Schanhollen. Als einst ein Landwirt nach dem Gottesdienste am Sonntage zu lange im Wirtshause gesessen, lauerten ihm zwei Schanhollen vor dem Orte auf. Wie er nun nach Hause humpelte und in ihrer Nähe gekommen war, nahmen die Wichte eine Stange, in deren Mitte er anfassen mußte. Sie zogen ihn durch Busch und Bach, durch Graben und Teich, und ließen ihn endlich durchnäßt nach Hause trollen. So verlernte er das Sitzen im Wirtshaus ganz und gar und kehrte immer zeitig nach Hause zurück.

Die versunkene Gräfin

Auf dem stolzen Schlosse Steipingen saßen ehedem die mächtigen, aber gottlosen Grafen von Steipingen, die die Bauern der Gegend arg bedrängten. Ihr uraltes Geschlecht war dem Aussterben nahe, da nur noch die schöne und stolze Gräfin Edeltrude von Steipingen, die ebenso gottlos wie ihre Vorfahren war, auf der hohen Burg hauste. Wenn sie in dem mit zwei feurigen Rossen bespannten Wagen ausfuhr, pflegte sie gern in der häßlichsten Weise zu fluchen, wie es ihrem schönen Munde gar nicht anstand.

Vor allem betrübte sich darüber ihr frommer Diener Joseph, aber gerade das ergötzte die Gräfin sehr. Endlich entschloß sich der Diener, jedesmal „in Gottes Namen" beizufügen, wenn die Herrin „in des Teufels Namen" gesagt hatte.

Wie nun einmal Edeltrude von Steipingen, in warme Pelze eingehüllt, den schwarzen Sammethut mit drei weißen Federn auf dem Haupte, ausfuhr, stolperte das Pferd, sodaß die Stolze erzürnt rief: „Joseph, in des Teufels Namen wirf den Wagen nicht um!" Dieser aber entgegnete: „In des dreieinigen Gottes Namen fahre ich!"

Da fuhr ein Blitz vom heitern Himmel; von einem furchtbaren Donnerschlag erbebte die Erde, klaffte weit auseinander und verschlang den hinteren Teil des Wagens mit der Gräfin. Eine gelblich-schwarze Dampfwolke stieg empor und verbreitete einen schweflichen Geruch. Ein tiefes Loch bezeichnete die Stelle, wo die Gräfin versunken. Von Schrecken erfaßt, eilte der Diener mit den Pferden davon. Seitdem ist das Geschlecht der Grafen von Steipingen erloschen.

Die Hexe von Steipingen

An der Klippe zu Drolshagen wohnte einst ein braves, stilles Mädchen, das Margarete hieß. Die Leute nannten es nur Gretchen. Blonde Locken ringelten sich um seine Stirne, und die freundlichen Augen blauten wie der aufgeschlagene Maienhimmel. Jedermann liebte es wegen seiner Herzensgüte und Milde. Darob grollte ihr die gleichaltrige, unbeliebte Trina, deren schware Haare wirr um den Kopf rollten, und deren Augen wetterleuchteten wie ein Ungewitter. In ihrem düsteren Herzen nährte sie einen unüberwindlichen Haß wider das stille Gretchen. „Mache es tot," schrie es in ihr, „wenn es droben im Berge Reiser sammelt." Wohl vernahm sie dann eine Stimme: „Wehre Dich, Gott sieht alles!" „Ach was," sagte sie, „ich wollte, ein Wolf zerrisse sie!"

Wie Trina einmal durch den waldigen Berg schritt, bemerkte sie, wie die Büsche sich bewegten und vernahm das Knicken von Zweigen. Plötzlich stand ein kleines, buckeliges Weib am Krückstock vor ihr. Der zahnlose Mund ging auf und zu, der dicke Kopf wackelte nach rechts und links, und die vom Rauche brandigroten Augen rollten hin und her. Das Weib warf das Reisigbündel neben sich, stemmte die knöchernen Hände in die Seiten, schaute Trina neugierig an und sagte: „Was sucht die feine Trina hier im Holze? Fürchtet sie sich denn nicht vor den Hexen?" „Ganz gewiß," entgegnete Trina verlegen, „aber mehr noch fürchte ich mich vor meinem bösen Herzen; deshalb eilte ich hierher." „Nun, dafür habe ich ein Heilmittel," sagte die Alte, „nimm diese Salbe und bestreiche damit um Mitternacht deine Augen. In einem Traume siehst du dann, was du tun sollst." Die Alte verschwand und ließ die erschrockene Trina allein zurück.

Als die Mitternachtsstunde schlug, brauchte Trina die Salbe. Im selben Augenblick stand sie im dichten Busch zu Steipingen vor einem großen Steine, auf dem eine schwarze Katze saß. „Bist du endlich da?" rief diese; „lange habe ich auf dich gewartet." Dann kratzte sie dreimal; der Stein hob sich bei Seite, und die beiden kamen in eine weite Höhle, in der es unheimlich aussah. Eidechsen und Lurche krochen am Boden und an den Wänden, eine alte, graue Eule hockte auf einem Pfosten und verdrehte die Augen, während ein Ziegenbock in einer Ecke stand und meckerte und fünf Krähen krächzend umherflogen. Der Trina graute es. „Willkommen, mein Töchterchen," rief da mit einemmal die häßliche Hexe, die auf niedrigem Schemel neben dem brodelnden Kessel saß. Da tanzten fünf schwarze Katzen

um sie herum und miauten. „Wollt Ihr wohl still sein," krächzte die Alte und warf einen Reiserbesen zwischen sie. Sie stoben nach allen Seiten auseinander. Der Besen aber fiel einem Meerschweinchen an den Kopf, daß es gar kläglich piepte.
Der Trina lief ein kalter Schauer über den Rücken. „Erschrecke nicht," sagte das zahnlose Weib, „das ist die Bisi und die Lisi und die Misi und die Sisi und Wisi, alles Tierchen in meinem Dienst. Willst du auch ein Kätzchen werden?" „O nein," rief Trina weinend. „Nun, sei nur nicht ängstlich," sprach die Hexe, "bei Tage sind das alles schmucke Mädchen aus Drolshagen und Olpe. Die bestreichen sich mit einer Salbe und verwandeln sich dann. Die Lisi ist aus Olpe. Wenn dort die trinkfesten Männer hinter dem Wirtshaustische sitzen, saust die Lisi auf einem Besenstiel um das Haus und sogleich regnet und hagelt und stürmt es um die Mauern und Fenster, daß die Männer bis tief in die Nacht sitzen und trinken. So gefällt es mir."
Und siehe da. Ein gewaltiger, zottiger Hund mit roten, triefenden Augen kroch unter dem Tisch hervor, ging auf die erschrockene Trina los und stellte sich auf die Hinterbeine. Da wollte das Mädchen flüchten. „Fürchte dich nicht vor ihm; es ist mein Schoßhund. Jeden Tag bekommt er Pferdefleisch. Wir essen hier nur Pferdefleisch. Er ist schon sehr alt. Als der alte deutsche Gott Wodan gen Norden zog, ist er hier bei mir geblieben. Und er hat es wahrlich gut bei mir. Nicht wahr, mein Herzchen?" Das Tier wedelte mit dem Schweife und schnalzte mit der Zunge. „Er kann auch schichtern," fuhr das Weib fort, „und wenn jemand sterben soll, heult er vor der Türe."
Als das Mädchen nun in eine Ecke sah, wo sich ein Loch befand und Dampf hervorquoll, erblickte es ein Männchen mit einem Spitzhut und einer Feder darauf, das ein rotes Wämschen trug. Darob mußte es sehr lachen; denn das Männlein schnitt ständig Fratzen. „Das ist der Asmodi, ein feiner Herr," sagte die Alte. „Wenn er gleich einen Pferdefuß hat, so kann er doch in der Walburgisnacht auf dem Blocksberge sehr schön tanzen." Asmodi lachte häßlich und hüpfte weg. Wie nun die Katzen, die Bisi und die Lisi und die Misi und die Sisi und die Wisi, kamen und Bückelchen machten und sich schnurrend an ihrem Fuß streichelten, da ward es der Trina so traulich zu Mute, als wäre sie daheim.
Da flüsterte das höckerige Weib dem Mädchen ins Ohr: „Traust du mir nun?" „O ja, mein lieb Mütterchen!" „Und soll ich dir helfen?" „O hilf mir!" „Willst du mein sein mit Haut und Haar?" „Ja, mit Haut und Haar!" „Dann gib mir ein Löckchen von deinem schwarzen,

glänzenden Haar." Damit schnitt sie der Trina ein Löckchen ab und sagte: „O, könnte man noch einmal jung sein!"

„Nun muß du erst lernen; denn sonst können wir nichts anfangen. Nimm den Besen dort und setz dich rittlings darauf." Kaum saß Trina auf dem verwünschten Besen, als sie auch schon zu wackeln begann und mit einem Plumps herabfiel. Das Weib lachte, die Katzen schrien: au, au, miau, der Bock begann zu mäckern, die Krähen krächzten: krak, krak. Und der Kopf des Asmodi schaute aus dem Loch und grinste schadenfroh. „Du mußt links aufsteigen," sagte die Alte, „dann glückt es. Doch jetzt gehe heim, da es ein Uhr ist. Gute Nacht, meine süße Trina, mein liebes junges Hexlein. Lisi, bring' es heim!" –

Im einsamen Kämmerlein band das Gretchen sich sein korngelbes Seidenhaar zurecht und kniete dann zum Abendgebet nieder. Da hörte das Mädchen mit einemmale einen unheimlichen Lärm, der immer näher kam. Dicke, schwere Hagelkörner schlugen gegen das Fenster und eine schreckliche Stimme rief: „Voran, Kinder!" Ein dicker Katzenkopf stieß gegen das Fenster, dann noch einer und noch einer. Die schrieen wie kleine Kinder, und die Augen funkelten gleich Irrlichtern. Dann gab es einen gewaltigen Stoß, daß die Wände dröhnten und die Scheiben klirrten. Und durch die Scheiben schaute grauerregend die Hexe, auf einem Ziegenbock reitend, herein, ein großes Messer in der Hand. Hinter ihr ritt Trina auf einem Besen, einen Stock in der Hand, das Antlitz von Wut entstellt, das schwarze Haar wirr um den Kopf. Voll Entsetzen schrie Gretchen laut auf: „Lieber Gott, beschütze mich!" Dann riß es das Kreuz von der Wand und warf es in den Höllenlärm. Und siehe da! Urplötzlich verstummte der grausige Lärm. Dann schlug es vom Kirchenturme ein Uhr. Das arme Gretchen wurde vor Schrecken ohnmächtig, erholte sich aber bald unter der Pflege der Mutter. –

Am anderen Morgen fand man die Trina tot in ihrem Bette.

Der Krähenpfuhl bei Kirchhundem

Am Stüvelhagen bei Kirchhundem, hart an der Grenze des Sachsenlandes, gegenüber dem Gebiete der Franken, stiegen in altersgrauen Zeiten die Zinnen, Säulen und Hallen eines dunklen Schlosses wuchtig in den Himmel. Dräuend schauten sie als Sachsenfeste in das weit vorgelagerte Frankenland hinein. Mochte auch der fromme Frankenkönig Karl der Große seine Boten des christlichen Glaubens unter die Sachsenstämme senden, trutzig verschloß ihnen Graf Hermann Lutz, der auf der roten Burg hauste, Herz und Ohr, ja verjagte sie gar aus seinen Landen. Mochte seine fromme Mutter auch dem Christenglauben anhangen, er diente in wildem Hasse den alten heidnischen Göttern. Mochte sie zu Füßen des Gekreuzigten blutige Tränen weinen um den mißratenen Sohn, er schwelgte und praßte mit wilden Gesellen Tag und Nacht. Und wie die Mutter vor Kummer starb, da rannen ihre letzten Tränen wie ein Quell zu Tal, der heute noch entspringt und Lutzensprinnt genannt wird.

Frauen und Mägdelein schleppte der Wüstling auf seine feste Burg und zwang die Bewohner ringsum, ihm zitternd den Zehnten zu zahlen. Eines Tages brachte er ein geraubtes Christenmädchen, Christina genannt. in seine Burg. Zwar war es noch jung an Jahren, doch todesmutig widersetzte es sich allen Anmaßungen des bösen Ritters. Er wollte es zwingen, wie man einen Fuchs und einen Falken zähmt. Die Tränen und Klagen des blassen achtzehnjährigen Kindes aber stiegen Tag und Nacht zum Himmel um Schutz und Hilfe. Der christliche Glaubensbote, der Christina getauft hatte, stieg kühn zur Zwingburg empor, trat furchtlos vor den Wüstling und hielt ihm seine Frevel vor. Wie ein dräuendes Ungewitter flossen die Warnungen und Drohungen des Gottesmannes von seinen Lippen. Allein der grimme Graf lachte der Reden und ließ den unbequemen Mahner mit Hunden aus der Burg hetzen.

Spät am Abend aber erbebte der Stüvelhagen in seinen Grundfesten, ein grollendes Unwetter stieg rasch empor und ließ die Erde unter wuchtigen Schlägen wanken. Grelle Blitze wie glühendrote Schlangen umzüngelten das ragende Schloß, leckten an Tür und Tor und schmolzen die Riegel. Mit fliegenden Haaren entfloh Christina dem Kerker und sprang in den breiten, die Burg umgebenden Graben. Das rote Schloß wankte und sank in die gierigen Fluten, die Mann und Maus verschlangen.

Am anderen Morgen wogten die Wellen an der Stelle, wo ehedem die

Burg gestanden, und auf den Wassern trieb, zum Entsetzen der Eltern Christinas, gleich einer Lotosblume der Körper ihres entführten Kindes. Als man es aber herausgezogen und auf den Rasen gelegt hatte, schlug das Kind die blauen Augen auf und sprach: „Weine nicht, Mutter, der Ritter tat mir nichts!" Dann hauchte es seine engelgleiche Seele aus. Nach tausend Jahren fand man den unschuldigen Körper Christinas noch unversehrt im Sarge.

Die Hollenspalte bei Grevenbrück

An der Landstraße, die von Förde und Grevenbrück nach Elspe führt, ragen hohe Felsen empor, in die an einer Stelle ein tiefer Spalt hineinführt. In diesem Spalte hausten einst die Hollen. Ihre geräumige Wohnung zog sich tief in den Berg hinein, sogar bis zum Dorfe Melbecke. Das Ende der Höhle lag unter dem Pferdestall des Versenhofes. Auch hier zeigten sich die Hollen als Freunde und Wohltäter der Menschen. Wenn der Besitzer des Versenhofes morgens erwachte, fand er die Haferkiste leer, da die kleinen Leute die Pferde bereits gefüttert hatten. Für ihre Mühewaltung erhielten die Hollen dann jedesmal ein Butterbrot hingelegt, das bald darauf verschwunden war.

Eine Holle erschien im Sommer täglich auf dem Versenhofe, ehe die Menschen erwachten, öffnete die Stallungen und trieb die Kühe auf die Weide hinaus. Abends kehrten die Kühe immer pünktlich heim. Auch diese Holle erhielt aus Dankbarkeit täglich vor dem Heimtreiben ein Butterbrot, und wie den übrigen Mägden schenkte man auch ihr auf Martini ein neues Kleid aus blauem Leinen, das man ihr auf den Zaun hängte. Wollten andere die Dienste der Hollen in Anspruch nehmen, so gingen sie vor die Hollenspalte und riefen:

„Holle, Holle, hille Mann,
Thui dik an und kumme dann!"

Bald darauf verspürten dann die Menschen die Hilfe der guten kleinen Leute, bis sie eines Tages spurlos verschwunden waren.

Hans von Voßsiepen

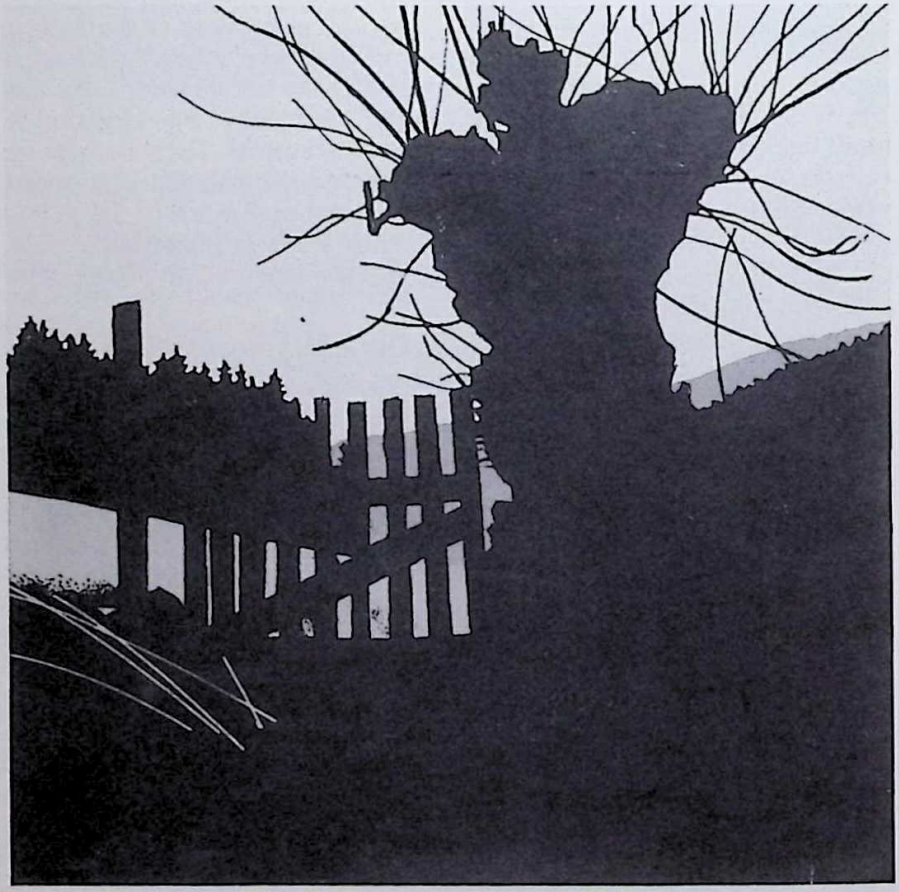
Ein stiller, träumerischer Hirtenknabe aus dem Dorfe Voßsiepen bei Olpe, dem Frohsinn und Unschuld aus den Augen schauten, zog in die Fremde hinaus, wo er das Treiben der Hexen, wie man böse Frauen nannte, kennenlernte. Als er zurückkam, mochte er die Schafe nicht mehr hüten, sondern wollte durch Zauberei schnell reich werden. In einer dunklen Winternacht zündete er tief im Bergwalde ein Feuer an und warf Rauchwerk hinein. Und siehe, mit einemmale stieg der Fürst der Hölle aus den Flammen empor. Hans rief ihn an und fragte, ob er sein Unternehmen beginnen könne. Da rauschte es unheimlich im Walde, und Hans glaubte herauszuhören: „Ja, ja beginne!" Und als Hans fragte, ob ihm dann, wenn er sieben Menschen erschlagen habe, jeglicher Reichtum zuteil werden würde, da rauschte es wieder: „Ja, ja!"

Bald darauf fanden Leute bei dem Dorfe Brachtpe einen Knaben, dem die Kehle durchschnitten war, und acht Tage später einen toten Greis mit tiefer Kopfwunde. Und ehe das Osterfest nahte, hatte man im Amte Drolshagen sechs Morde gezählt. Den Leuten graute; denn niemand kannte den Verbrecher. Hans aber weidete still seine Schafe bei einem Bauern in Essinghausen. Man bewunderte seine Frömmigkeit und seinen Eifer, mit dem er bei seinen Schafen aus einem seltsamen Buche las!

Dann brannte eines Nachts wieder das unheimliche Feuer im Walde, bei dem Hans stand, und kurz darauf ward einem Mädchen aus Hergel die Kehle durchschnitten. Es lebte noch, und als man ihm 40 Menschen vorführte, die an jenem Tage des Weges gegangen, da hielt es krampfhaft den Hans von Voßsiepen fest.

Da glänzte das Auge des Hans in seltsamer Verklärung. Jetzt glaubte er, König zu werden. Doch schon bald stand auf dem Papenberge die Folter, und auf ihr lag Hans. Er bekannte die sieben Morde und starb mit Gott versöhnt.

Seitdem sieht man zuweilen um Mitternacht den Hans von Voßsiepen im wallenden Mantel und großem Räuberhut auf dem Papenberge umgeben. Die Fliehenden verfolgt er bis zum Kirchhof, und vor dem Kreuze weicht er zurück.



Das Raubschloß Berlinghausen bei Attendorn

Der Wand'rer ging nicht sicher
Auf seinem Wege mehr,
Seitdem auf jenem Schlosse
Ein Unhold ging einher.

Auf seine Stärke trotzend
Und auf sein festes Schloß,
Durchjagte er die Gegend
Auf seinem kühnen Roß.

Und mancher hat verloren
Sein Leben dann durch ihn:
Oft ließ er sie verhungern,
Oft leer nach Hause ziehn.

Dem Fürsten ward gemeldet
Der Greu'l, den jener tat,
Der schickte einen Boten
Den Bürgern jener Stadt

Und ließ denselben sagen:
„Ihr seid in großer Not,
Doch bringet mir den Schurken,
Lebendig oder tot!"

Ob jener auch vernommen
Des Fürsten hartes Wort,
Fuhr doch zum Schrecken aller
In seinem Raube fort.

Er trieb es im geheimen
Mit seiner Knappen Schar,
Die selbst, ihm untertänig,
Noch grauenhafter war.

Und daß nicht seine Feinde
Die Spuren von ihm sahn,
Hat er verkehrt die Eisen
Den Pferden angetan.

Gott straft den Lasterhaften,
Er ist gerecht und gut,
Der Himmel schrie um Rache,
Und Blut will wieder – Blut.

Und schrecklich hat geendet
Auch jener Bösewicht;
Zwar hart war da sein Ende,
Doch härter sein Gericht!

Der Christnacht heil'ge Stunden
Entseelten sein Gefühl
Und setzten seinem Leben
Ein schaudervolles Ziel.

Man fing ihn ein im Walde.
Mit mörderischer Lust
Stieß einer ihm sein Messer
Tief in die schwarze Brust.

So hat er auch geendet.
Und als sein Auge brach,
Da war: „O schwarze Taten!"
Das letzte, was er sprach.

Man war noch nicht zufrieden
Allein ihn tot zu sehn,
Nein, alles, was er hatte,
Das sollte untergehn.

„O Jammer, – ach! o Elend!"
Rief seine Frau in Schmerz,
Ergriff darauf ein Messer
Und stieß es sich ins Herz.

Dann ward die Burg zerstöret,
Man ließ nichts von ihr stehn,
Daß man in unsern Tagen
Nichts als den Ort kann sehn.

Der Wand'rer ging nicht sicher
Auf seinem Wege mehr,
Seitdem in jener Gegend
Ein Unhold geht umher.

Er geht in schwarzem Kleide
Und feurigem Gesicht
Ganz still durch diese Gegend,
Wenn bald der Tag anbricht.

Er trägt in seinen Händen
Ein Messer und ein Beil,
Verschwindet aber endlich
Mit Zischen und Geheul.

Der Hüne auf dem Lemberge bei Saalhausen

Zu der gleichen Zeit, da auf dem Wilzenberge bei Gleidorf ein Riese hauste, wohnte auch ein gewaltiger Hüne auf dem Lemberge bei Saalhausen. Beide befehdeten sich aber nicht, sondern verkehrten recht nachbarlich miteinander. Für ihren übrigens recht einfachen Haushalt benutzen sie gemeinsam die Küchengeräte. So besaßen sie auch nur einen einzigen Backtrog, in dem sie gemeinsam ihre Riesenbrote buken. Wenn sie backen wollten, gaben sie sich ein Zeichen durch Klopfen an den Trog.
An einem Morgen nun hörte der noch schlafende Riese auf dem Wilzenberge, wie sein Geselle auf dem Lemberge den Backtrog auskratzte. Er sprang auf und eilte hin, dem Lemberger zu helfen. Er fand diesen aber noch auf seinem Lager und wunderte sich sehr darüber. Der lachte ihn aus und sagte, daß er sich doch nur am Schienbein gekratzt habe.

Die Dreikönigsbrücke zu Saalhausen

Als die Truppen der französischen Revolution am 26. Juni 1794 die Schlacht bei Fleurus in Belgien trotz der Tapferkeit der Österreicher gewonnen hatten, erklärten sie siegesfroh mit ihrem General Johann, daß sie nur den Rhein als Grenze zwischen Frankreich und Deutschland anerkennen würden.
Da befiel panischer Schrecken die Bewohner des rheinischen Kurfürstentums, vor allem den letzten Kurfürsten, Erzbischof Maximilian Franz, selber, der weinenden Auges aus seiner geliebten Hauptstadt Bonn flüchtete. Die meisten Domherren waren schon vorher in die Abtei Wedinghausen bei Arnsberg geflüchtet. Ebendorthin brachte man heimlich die Gebeine der heiligen Drei-Könige aus dem Kölner Dom, ebenso das kostbare, zahlreiche Silbergerät und die wertvollen Urkunden des Kölner Domschatzes.
Als die Franzosen bei ihrem Vordringen unter General Jourdan bei Düsseldorf sogar über den Rhein gingen, brachte man die Kostbarkeiten von Arnsberg zunächst nach Frankfurt am Main, dann nach Bamberg, darauf nach Prag. Nur die Gebeine der heiligen Drei-Könige wurden durch den Kölner Generalvikar von Caspers zehn Jahre lang in Wedinghausen verborgen gehalten und kehrten erst am 4. Januar 1804 zunächst nach Deutz, dann nach Köln zurück.
Da der Weg, den die kostbaren Reliquien von Arnsberg zurück nahmen, sorgfältig geheim gehalten wurde, hat sich die Sage seiner bemächtigt. Auf einer Kohlenkarre unter Heidekraut verborgen nahmen die heiligen Gebeine ihren Weg auch über die alte fünfbogige Lennebrücke bei Saalhausen. Da die Nacht hereinbrach, wurden sie im Brückenhäuschen am Totenohl bis zum Tagesbeginn untergebracht. Die steinerne Brücke ist 1890 einer Überschwemmung zum Opfer gefallen.

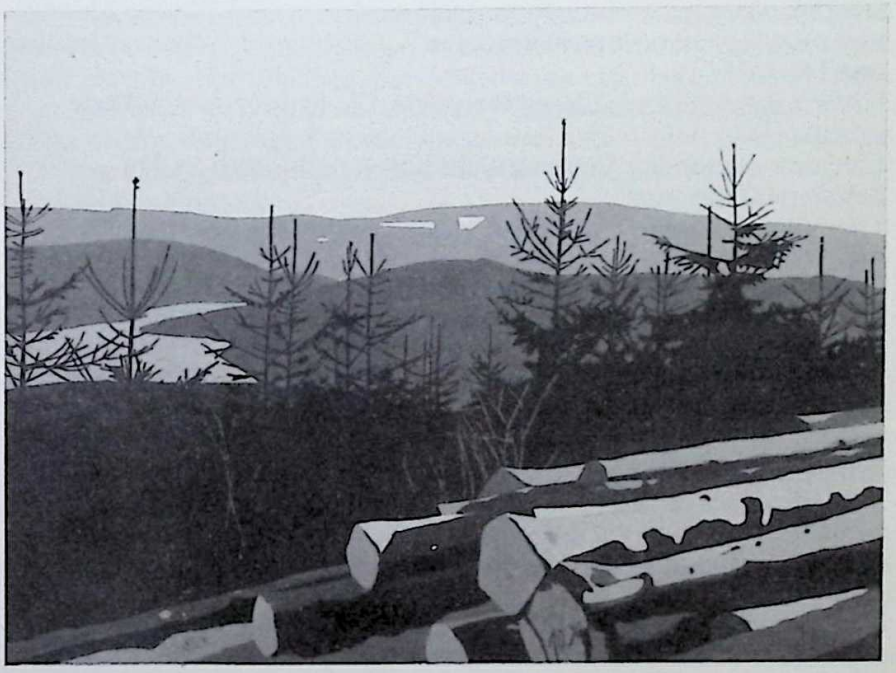
Das steinerne Kreuz bei Altenhundem

Ehedem führte eine Landstraße von Leipzig nach Frankfurt über das Dorf Langenei bei Altenhundem. Keine Brücke führte über die Lenne, sondern die Kaufleute zogen mit Pferd und Wagen an einer seichten Stelle hindurch. Auf der Berstege zwischen Langenei und Selbekke, wo fünf Wege sich kreuzen, war der Futterplatz.

Im Frühjahr 1713 zogen zwei Ritter des Weges, der eine klein auf schmächtigem Pferde, der andere groß und stark auf stattlichem Roß. Der Tauwind wehte von Süden und schmolz den tiefen Schnee, sodaß die Lenne in ein reißendes Wasser verwandelt ward. Besorgt hielten beide am Ufer des Flusses und wagten sich nicht hinein.
Da stieg der kleine Ritter vom Pferde herab, kniete nieder und stellte sein Leben in den Schutz des heiligen Nikolaus. Der andere Ritter lachte darob und erklärte, er bedürfe des heiligen Nikolaus nicht, er verstehe sich selbst zu retten. So ritt er kühn in die tosenden Fluten hinein, während der andere noch kniete und betete. Doch das wilde Roß ward durch die reißenden Wasser geängstigt und warf seinen Reiter ab. Als der kleine Ritter bedächtig hindurchzog, sah er den andern Ritter mit den Fluten ringen und versinken. Er selbst kam unversehrt hindurch, und als er sich glücklich gerettet sah, ließ er aus Dankbarkeit auf dem Futterplatze ein steinernes Kreuz, das noch heute steht, errichten. Es trägt die Inschrift: „Heiliger Nikolaus, hilf uns über Wasser und Land!"

Die Hollen zu Stelborn

Bei Stelborn am Berghange stehen zwei Felsen, hoch und kühn,
Und bleich im Mondlicht sehen sie hervor aus dem Buchengrün.
In den Felsenschlössern tief unten kristallne Säle voll' Pracht
Und Kammern viele mit Betten, von weichem Moose gemacht.
Da wohnen die Hollen, die schönen, die freundlich den Menschen gesinnt,
Den Nachbarn gern helfen und dienen, und schirmen Mutter und Kind.
Wenn die Bäurin frühmorgens hinabgeht, das Vieh zu besorgen im Stall,
Dann find't sie die Kühe gemolken, die blanken Eimerchen all
Sind bis zum Rande gefüllt mit der Milch, frisch schäumend und rein.
Nun läßt sie das Vieh aus, es eilet hinaus in den Sonnenschein,
Kein Hirte braucht es zu hüten, sie nehmen es in Empfang,
Die fleißigen Hollen, und führen's den richtigen Weidegang:
Sie kennen die nährendste Weide ringsum in Wald und Feld,
Die Tränke seitab in der Heide, wo's immer den Tieren gefällt.



Gesättigt, mit fröhlichem Brüllen, kehrt zeitig die Herde zurück,
Man braucht nur den Schlagbaum zu öffnen, und niemals fehlet ein Stück.
Was Wunder, wenn also gepfleget, der Herden Reichtum gedeiht
Und der Bauer recht froh und behaglich des wachsenden Wohlstands sich freut.
Die Hofesleut gehn ohne Sorgen auf die Äcker und Wiesen hinaus:
Denn die Hollen sehn auch nach den Kindern, wenn allein sie spielen ums Haus.
Und nachts, wenn vom Erntetag müde, die Mutter dem Schlafe erliegt
Und den weinenden Säugling nicht höret, nicht sanft in den Schlummer ihn wiegt,
Dann kommt Schönholle geschlichen, nimmt auf das Kindlein ganz sacht
Und wickelt's von neuem und stillt es, bis wieder zufrieden es lacht.
Warum wohl Frau Holle die Kinder so liebt und so sorgsam sie pflegt?
Sie hat aus dem Born sie geholet und der Mutter im Arm gelegt.
So haben die freundlichen Hollen geschafft hier ohn' Unterlaß;
Und die Bauern von Stelborn, die freuten der wohlfeilen Diener sich baß.
Und dankbar legten sie abends am Schlagbaum ein Butterbrot hin;
Die Hirten, unsichtbar, sie nahmen's als Geschenk mit genügsamen Sinn.
Wohl auch ein neu Röcklein verschmähten sie nicht. Was Dankbarkeit beut
Als Liebesgab', das empfangen sonder Stolz gesittete Leut'. –
Doch als nun einmal die Bauern sie dingen wollten um Lohn,
Um knechtischen Lohn die Freien, da gingen gekränkt sie davon.
Die Stelborner müssen seit Jahren nun selbst wieder hüten ihr Vieh,
Ihre Kinder selbst wieder wahren; Schönholle vergessen sie nie. –

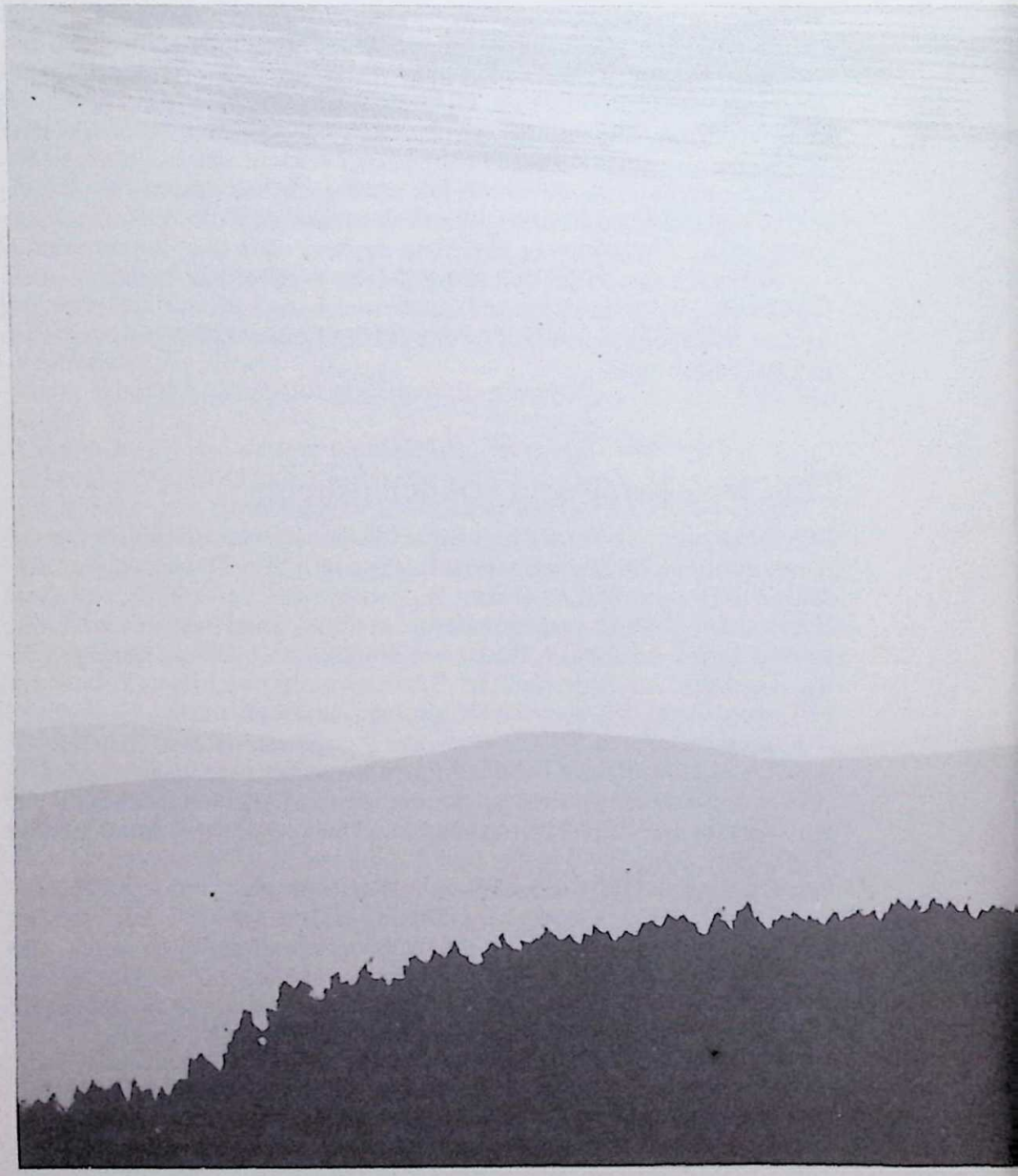
Die Jagd Karls des Großen

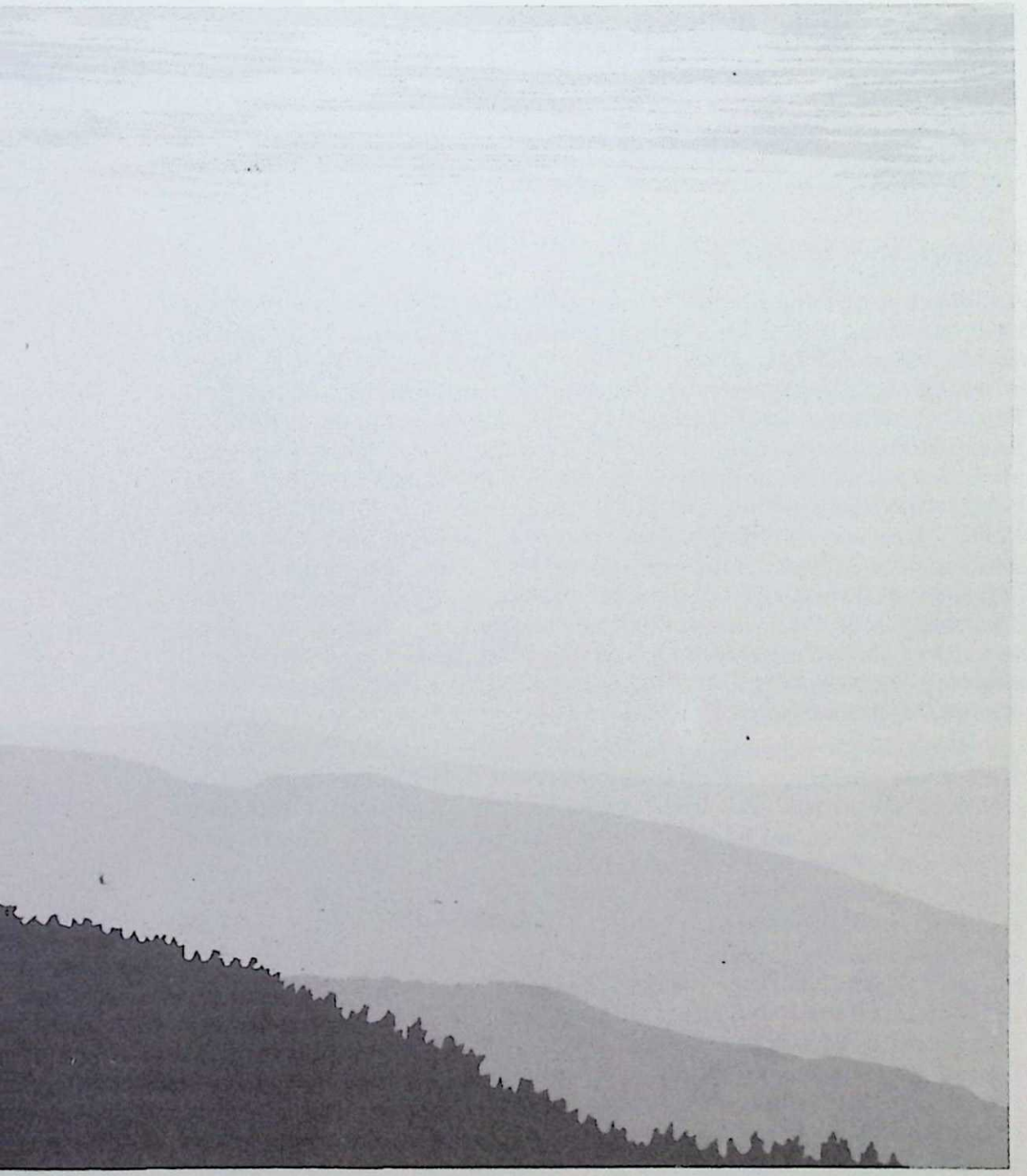
Auf dem höchsten Berge des Amtes Olpe, dem östlich von Neuenkleusheim emporragenden Engelsberg, standen sieben uralte knorrige Buchen, von denen einige noch erhalten sind. Unten öffnen sich die tiefgegrabenen Täler der Olpe und Hundem.

Aus alten Zeiten lebt hier noch die Sage vom großen Kaiser Karl, der auf einem seiner Heereszüge gegen die heidnischen Sachsen am Engelsberg gelagert haben soll. Eines Morgens ritt er, wie gewohnt, zur Jagd aus. Trotz des großen Wildreichtums der Wälder in alter Zeit fand sich lange nichts, das des Jagens wert gewesen. Als dann aber der Kaiser sorglos zu Pferde durch das Dickicht strich, rannte plötzlich ein mächtiger Keiler wider ihn an. Das dichte Buschwerk hinderte das Ausholen zum Schlage, und so befand sich der Kaiser in höchster Gefahr. Da bohrte er dem Roß die Sporen in die Flanken, daß es vor Schmerz sich hoch aufbäumte. Den Augenblick benutzte Karl. Das breite, wuchtige Schwert sauste durch die Luft und fiel dann mit dröhnendem Schlage auf den Schädel des Ebers, daß er tötlich getroffen zu Boden sank.

Das Waschweiblein von Kleusheim

Der Besitzer eines stattlichen Bauernhofes bei Neuenkleusheim vertraute einer alten Dienstmagd beim Sterben sein Testament an. Verführt durch den reichen Besitz änderte sie das Testament, sodaß sie Erbin ward. Seitdem war es mit ihrem Glück und Frieden vorbei. Sie starb schon bald darauf, und ihre schuldbeladene Seele mußte ruhelos am Orte des ungerechten Besitzes umherwandeln. Sobald die Mitternachtsstunde erdröhnte, entstieg sie dem finsteren Grabe, und stöhnend wanderte sie den Weg zum Steinchen, wo die Olper Straße den Kleusheimer Bach berührt. Dort hat man sie oft in mitternächtlicher Stunde seufzend sitzen gesehen, wie sie den gefälschten Erbbrief am Wasser zu waschen versuchte. Darum nannte man sie das Waschweiblein.
Bisweilen auch fühlte der fliehende Wanderer die schuldige Seele auf seiner Schulter und hörte sie stöhnen: „Rette mich!" Und erst beim Kreuze am Wege entfloh sie und kehrte zum Steinchen zurück, von neuem den Erbschein zu waschen. Erst seitdem ein Priester mit dem Allerheiligsten um Mitternacht zum Kranken ging und am Steinchen vorbeikam, ist das Waschweiblein für immer verschwunden.





Sagen des Kreises Brilon

Ursprung der Stadt Brilon

Auf einer seiner Jagden in den ausgedehnten westfälischen Forsten hatte sich einst Kaiser Heinrich zu weit vom Jagdtroß entfernt und in den dunklen Wäldern verirrt. Er blies auf seinem Jagdhorn, allein nur das Echo gab ihm Antwort. Müde und mutlos bahnte er sich den Weg durch Dorn und Dickicht, bis er mit einemmale in einer freundlichen Lichtung ein armes, sauberes Bauernhaus erblickte, in dessen niederen Tür der freundliche Bauer den schmucken Fremdling staunend betrachtete. „Wohin wollt Ihr noch am späten Abend im tiefen Wald?" fragte er den Waidmann; „kehrt bei mir ein, und seid in dieser Nacht mein Gast!" Gern willfahrte der Kaiser dem Wunsche und ließ sich am schweren Eichentische nieder. Mit dem Bauer genoß er das kärgliche Mahl, einen gekochten Roggenbrei, ohne zu verraten, wer er sei. „So wohl hat mir noch nie ein Mahl gemundet," sagte er zu seinem gütigen Gastgeber. „Nun zeigt mir die Ruhstatt, wo ich meine müden Glieder strecken kann."

„So gut habe ich noch nie in weichem Federbett geruht," dachte der Kaiser, als am Morgen der Bauer ganz erschrocken hereinstürzte und sich dem Kaiser zu Füßen warf. „Seid Ihr es wirklich, solltet Ihr wahrhaft der Kaiser sein? Im Walde lärmt des Königs Troß und draußen halten auf hohem Roß zwei stolze Ritter, die des Kaisers Spur hierhergeführt." „Ich danke Dir für Speise und Trank und für die arme Ruhstatt, die mich so sehr erquickt. Zum Lohne aber schenke ich Dir soviel an Wald und Land, als Du bis zum Abend zu umreiten vermagst." Dann schritt der Kaiser zur niederen Tür hinaus, wo ein jubelndes „Heil unserm Kaiser" ihn empfing.
Der Bauer aber ward ein reicher Mann, von dem fremde Ansiedler Grund und Boden erwarben. Sie ließen sich nieder, rodeten die mächtigen Bäume und schufen fruchtbare Äcker. So entstand gemach eine Stadt, die den Namen Breilohn erhielt zur Erinnerung an die edle Tat ihres Stifters. Heute aber heißt sie Brilon.

Till Eulenspiegel in Brilon

Als der unstete Till Eulenspiegel auf seinen Reisen auch durch Brilon kam, herrschte in der Stadt eine große Sorge, der niemand abzuhelfen wußte. In dem uralten am Markte gelegenen großen Rathaus mit der stolzen Freitreppe dehnten sich am Eingange zwei lange, schmale Hallen, in denen sich zwei Reihen dicker, hoher, hölzerner Pfeiler emporreckten. Diese Pfeiler waren in Meterhöhe durch schwere Eichenbohlen verbunden, auf denen an Markttagen die Tuchmacher, Pelzer und Löher, wohl auch gar die Fleischer, ihre Waren zur Ausstellung brachten. Wollte nun einer in das eigentliche Rathaus hinein oder nur von einer Halle in die andere, so mußte er am Ende sich durch die beiden engstehenden Pfeiler hindurchzwängen. Und das war einerseits für manche keine leichte Sache, anderseits litten auch die Pfeiler im Laufe der Zeit manchen herben Stoß. Lange hatten nun schon, als Till Eulenspiegel zufällig nach Brilon kam, die klugen Stadtväter hin und her gedacht, wie sie die Holzpfeiler vor Verschleiß bewahren und den Leuten einen angenehmen Eingang verschaffen könnten. Die Klügsten schlugen vor, die Pfeiler zu versetzen, aber das ging nicht, weil das Gewölbe auf ihnen ruhte. Till Eulenspiegel schaute sich die Sache einmal an. Mit vergnügtem Lächeln legte er den Finger an die Nase, ging zum weisen Stadtrate und erklärte sich gegen angemessene Belohnung bereit, dem Übel gründlich und ohne sonderliche Kosten abzuhelfen. Darob war die allgemeine Freude groß, nur wußte niemand, wie der Eulenspiegel es anstellen werde. Der aber ging alsbald von Haus zu Haus und sammelte die alten Radnägel, Schuhnägel und Dielnägel mit dicken, runden Köpfen. Schwerbeladen eilte er zum Rathause und schlug von unten nach oben Nagel neben Nagel in die Pfeiler ein, sodaß diese bald wie mit eisernen Panzern bedeckt aussahen. So waren sie für ewige Zeiten vor Beschädigung gesichert. Die freudig erstaunten Stadtväter schenkten Till Eulenspiegel das Ehrenbürgerrecht der Stadt Brilon, das ihm aber wegen seiner Wanderlust wenig Nutzen brachte. Das Andenken Till Eulenspiegels jedoch lebt für immer in der Stadt fort.

Der Glockenborn bei Brilon

Nicht weit von der Stadt Brilon liegt ein tiefer Teich, dessen Ufer in weitem Bogen die Form einer Glocke bilden. Schon diese eigenartige Form ist ein Warnungs- und Mahnzeichen für die Gegenwart; denn Gottes Gericht ist hier in alten Zeiten schrecklich vollzogen worden. Wo heute die Wasser des Teiches sich schaukeln, stand ehedem ein an Land und Gütern reiches Nonnenkloster. Sein Reichtum wuchs von Jahr zu Jahr. Mit den zufließenden Reichtümern aber schwand immer mehr der alte Geist strenger Ordenszucht und frommen Gebetes. Statt des Chorgebetes erklangen die fröhlichen Lieder bei üppigem Gastmahl, statt der einfachen, ernsten Ordenskleidung paßten sich die Nonnen immer mehr dem Zeitgeiste an, trugen die Gewänder vornehmer Frauen mit weitem Ausschnitt und hatten Schnabelschuhe an und glänzten in Gold und Seide. Gottvergessen lebten sie so ohne Sorgen von Tag zu Tag.

Ernste Mahnungen zur Rückkehr von diesem ausschweifenden Leben schlugen die Nonnen leichtsinnig in den Wind, bis eines Tages Gottes Strafgericht in der schrecklichsten Weise sich über sie entlud. Strahlender Kerzenschimmer von Decke und Wänden erhellte den getäfelten Remter des Nonnenklosters, an dessen Tischen die Bewohner in fröhlicher Runde lachten und zechten. Draußen lag pechschwarze Nacht auf Park und Garten, auf Wiese und Wald. Nur die erleuchteten Remterfenster schimmerten in das unheimliche Dunkel, und fröhliche Stimmen schollen hinaus in die Stille.

Da ertönte ein lauter Schrei, vielstimmig und doch wie aus einer Kehle! Die Mauern des Klosters wankten in ihren Grundfesten, schaukelten hin und her. Dann ein fürchterlicher Krach! Das Gebäude brach in sich zusammen und begrub alle Bewohner unter sich. Tiefe Nacht und tiefe Stille lagen über der unheimlichen Stätte. Da hörte man plötzlich das Rauschen vieler Wasser aus der Erde, die die letzten Spuren des Klosters verschlangen.

Seitdem dehnt sich der weite Teich dort aus, wo ehedem Kloster und Gärten lagen. Und wenn die strahlende Sonne an den vier Hochzeiten sich in den Wassern spiegelt und man im Kahne hinausfährt auf die Mitte des Teiches, kann man bisweilen das dumpfe Geläute der versunkenen Glocken aus der Tiefe vernehmen. Darum führt der Teich bis heute den Namen Glockenborn.

Der Schloßberg bei Winterberg

Nicht weit von Winterberg ragt der hohe Schloßberg mit den Überresten einer alten zerfallenen Burg empor. Unter ihr liegen verborgene Räume und vereinsamte Verließe. Tief vom Helletal führten einst unterirdische Gänge in das Innere des Berges und der Burg hinauf, die aber längst verloren und vergessen sind. Eines Tages suchte ein Mann aus Winterberg im Tale nach der geheimnisvollen Springwurzel, die die festesten Türen und Tore sprengt. Als er unter dem Neste eines Spechtes ein rotes Tuch ausgebreitet hatte, fand er plötzlich die Zauberwurzel, die ihm einen verborgenen Eingang zur Burg mit einem Schlage öffnete. Er ging in den dunklen Gang hinein, weiter und weiter, bis er in ein weites, wohnliches Gewölbe kam. An den Wänden dehnten sich offene Truhen mit goldenen Geschmeiden und gleißenden Edelsteinen. An einem Marmortische in der Mitte saß eine holde Jungfrau, die ihm freundlich zunickte und sagte, er möge von den Schätzen nehmen, soviel er wünsche und wolle. Er füllte sich voll Freude alle Taschen und wandte sich wieder zum Gehen. Die Jungfrau aber rief ihm nach: „Vergiß nur das Beste nicht!" Weil er nun glaubte, er solle noch mehr des Goldes nehmen, kehrte er um und füllte die Taschen noch mehr. Doch vergaß er ob der Freude die wunderwirkende Wurzel, die er auf den Tisch gelegt. Wie er nun den Ausgang gewann, öffnete sich das geheimnisvolle Tor von selbst, schlug aber hinter ihm mit solcher Wucht und Geschwindigkeit wieder zu, daß ihm die Ferse des linken Fußes abgeklemmt wurde. Den Eingang hat seitdem niemand wiedergefunden.

Das Rauchloch bei Winterberg

Im Frühlinge und Herbst kann man von Winterberg aus oft aus dem engen Orketale hinter dem Astenberge feine Rauchwolken aufsteigen sehen, die aus dem Berge zu kommen scheinen. Die Bewohner von Westfalens höchster Stadt deuten das als ein Zeichen kommenden Regens. Andere aber wollen es besser wissen. Sie sagen, daß im Innern des Astenberges kunstfertige Zwerglein hausen, deren Essen und Ambosse Tag und Nacht nicht zur Ruhe kämen. Ein zahlreiches Völklein betreibe unermüdlich in kunstvollster Weise die edle Gold-

schmiedekunst. Einmal aber wäre beinahe, wie es heißt, das kunstsinnige Zwergenvolk im Astenberge eines schrecklichen Todes, des Erstickungstodes, gestorben.
Just vor dem engen Rauchloch, durch das im Lenze und Herbste der Rauch von den Schmiedefeuern der geschäftigen Zwerge im Berginnern nach außen zieht, hatten Köhler einen gewaltigen Meiler erbaut und angezündet. So ward dem Rauche aus dem Zwergenreich der Ausgang versperrt, und die kleinen Leute wären beinahe erstickt. Ein mutiges Männlein aber stieg eiligst durch das Rauchloch empor, um nach der Ursache zu forschen. Als es den qualmenden Kohlenmeiler sah, sprang es hurtig hinzu, sprach sein Zaubersprüchlein über dem sprühenden Feuer und siehe, – es versank in glimmende Glut und erstarb.
Den vom Schlaf erwachenden Köhlern schien die Sache doch gar seltsam zu sein. Wohl zündeten sie den neu herbeigeholten Reisig wieder an, aber des Zwerges Zauberwort zeigte sich mächtiger als menschliche Geschicklichkeit. Kein Funke fing Feuer. Da sahen die Köhler das Zwerglein vor sich stehen, das ihnen erklärende Auskunft gab. Dann stieg es durch das Rauchloch zu dem glücklich geretteten Zwergenvolk wieder hinab.
Die Köhler bauten an anderer Stätte ihren Meiler wieder auf, aus dem Rauchloch im Orketal aber steigt nach wie vor der Dampf von den Feuern der rastlosen Zwerge zum Himmel.

Der wilde Jäger zu Winterberg

Als einmal mit furchtbarem Geheul, mit unheimlichem Sausen und Brausen, in einer der zwölf heiligen Nächte das wilde Heer durch die Winterberger Fluren zog, wagte es ein Schäfer in seiner Hütte, die wütende Jagd zu verspotten. Er steckte seinen Kopf aus der Hütte heraus und schrie sein Hüh, Ha, Hott in das Wettergebraus hinaus, als wolle er es noch zu wilderem Toben antreiben. Da flog ihm plötzlich ein mächtiger Menschenknochen vor die Hütte, und aus dem brausenden Sturmwind vernahm er die Worte:

Weil du geholfen zu jagen,
Sollst du auch helfen nagen!

Flugs zog der erschreckte Schäfer den Kopf zur Hütte herein und soll es nie wieder gewagt haben, das wilde Heer zu verhöhnen.

Die alte Kirche zu Winterberg

Im Orketale in der Nähe Winterbergs bezeichnet ein von grünem Buschwerk bedeckter Schutthügel die Stelle, an der das vor Jahrhunderten zerstörte Dorf Affenkusen mit einer Kirche gelegen war. In der Umgebung des Schutthügels weidete einmal der Winterberger Schweinehirt seine Schafe. Da sah er, daß eines der Tiere den Hügel aufwühlte und einen glänzenden Gegenstand mit der Schnauze herauswarf. Als er hinzulief, erkannte er zu seiner größten Verwunderung in dem Gegenstande einen uralten kostbaren goldenen Kelch. Ohne den gefundenen Schatz zu verheimlichen, trieb der Hütejunge die Herde nach Winterberg zurück und eilte mit dem seltsamen Funde zum Pfarrer, um ihn diesem zu übergeben. Der Pfarrer ließ den beschädigten Kelch wegen seiner altmodischen Form umschmelzen, und vor kurzem noch soll der daraus gefertigte neue Kelch benutzt worden sein.

Die Eresburg zu Marsberg

Als Kaiser Karl der Große die heidnischen Sachsen bekriegte, sicherten sich diese in einer ihrer drei Festungen, der stolzen Eresburg, in der auch ihr Heiligtum, die Irminsul, gestanden haben soll. Für dieses Heiligtum fochten die Sachsen wie Löwen. Schon wollten die auf und an dem heutigen Kalvarienberge lagernden christlichen Franken verzagen, und selbst ihr König Karl gab jede Hoffnung auf Erfolg auf. Nur ein Ritter sprach ihm Mut zu. Der unzufriedene König aber sagte: „So wenig der Huf meines Rosses aus diesem Fels einen frischen Quell zu stampfen vermag, so wenig vermögen wir die Sachsenfeste zu bezwingen!“ Kaum entfloh das Wort den Lippen des Königs, als das Pferd ungestüm zu scharren begann, und siehe da, mit einemmale vernahm man ein Gurgeln und Murmeln im Grunde, und silberhell sprang ein frischer Quell aus dem harten Gestein. Die Kunde davon durchflog das Lager der Franken, und neuer Mut und junge Hoffnung beseelte der Krieger Brust.

Als dann der Abend niedersank, schlich eine gebückte Frauengestalt in das Lager der Franken und begehrte den König zu sprechen. Lange sprach sie mit ihm, und als sie fortging, folgte ihre eine Anzahl bewaffneter Krieger. Urplötzlich wie sie aus dem Berg gewachsen zu sein schien, verschwand sie auch wieder darin und mit ihr die Schar

der Ritter. Aber am anderen Morgen wußte man, weshalb sie gekommen; denn als beim frühesten Sonnenstrahl das Heer der Franken im Vertrauen auf Gottes Hilfe sich zum Sturm auf die Feste anschickte, wehrten sich die Sachsen zunächst auf das tapferste. Doch schon bald kam Verwirrung in ihre Reihen, und grimmiges Wutgeheul erscholl aus den Mauern. Durch verborgene Gänge war die Schar der Krieger der Frau ins Innere der Burg gefolgt und den Kämpfenden in den Rücken gefallen. Noch ehe die Sonne hoch am Himmel stand, zog das Heer der Franken als Sieger in die Eresburg ein. König Karl legte die Irminsul nieder und führte das Christentum im Lande ein. Die wunderbare Quelle fließt bis zur Stunde und heißt heute noch der „Königsborn".

Der goldene Rosenkranz

Zur Zeit, als in Westfalen die rote Ruhr, eine heimtückische Krankheit, herrschte und viele Opfer forderte, geriet eine Familie in Elleringhausen in bittere Not. Den Vater raffte die Seuche dahin, Mutter und Sohn verfielen dem Siechtum. Die einzige Tochter, Katharina, erwarb den Lebensunterhalt durch Näharbeit. Wegen der traurigen Zeiten fehlte bald auch dieser Unterhalt. Traurig und trostlos kehrte eines Abends das Mädchen durch das Gierskopptal heim. Dunkel hingen die Wolken am grauen Himmel. An einem Felsvorsprung kam auf einmal eine Gestalt auf Katharina zu, die einen weißen im Winde flatternden Mantel um die Schultern, ein dunkles Tusch um den Kopf trug. „Die Nonne vom Borberg" rief das erschrockene Mädchen und wollte flüchten. „Ja, ich bin es," sagte die Gestalt, „fürchte dich nicht! Ich kenne deine treue, kindliche Liebe, aber auch eure Not. Nimm diesen Rosenkranz und bete ihn täglich bis zum Johannistage. Dann aber wird von jeder Perle und dem Kreuzlein etwas herabfallen, das du mir am Johannistage um Mitternacht hierherbringen magst." Noch bevor ein Dankeswort ihren Lippen entfloh, entschwand die lichte Gestalt. Getröstet kehrte Katharina heim und betete treulich den Rosenkranz.
Am Johannistage früh aber lag, als Katharina zum Rosenkranz vor ihrem kleinen Hausaltärchen kniete, ein Kreuzlein darauf. Von jeder Perle aber tropfte beim Beten ein Körnchen herab, bis endlich 58 an

der Zahl waren. Kreuz und Körnchen glichen denen des Rosenkranzes. Um Mitternacht trug Katharina die Perlen und das Kreuzlein zu der Stelle, wo ihr die Nonne begegnet war. Und siehe da: wieder begegnete ihr diese mild und freundlich. Sie nahm die Sachen, berührte sie mit ihrem Gürtel und gab sie Katharina zurück mit den Worten: „Kehre heim, mein Kind; die Perlen sind dein eigen, das Kreuzlein aber bringe am Feste Mariä Heimsuchung der Gottesmutter nach Werl." Dann entschwand abermals die lichte Gestalt. Vom Borberge aber klangen leise und lieblich die Weisen des Salve Regina. Voll beseligenden Glückes kehrte Katharina heim und fand zu ihrem größten Staunen, daß Kreuzlein und Perlen gülden waren. Von Herzen dankte sie Gott, der alle Not gehoben. Für die goldenen Perlen kaufte sie in Brilon Arznei und stärkenden Wein für die Mutter, das güldene Kreuzlein aber trug sie zu Fuß zur Gnadenmutter nach Werl.

Der Totensang vom Borberge

In früherer Zeit pflegte den auf der Burg zu Bruchhausen herrschenden Grafen der Tod drei Tage vorher durch den vom längst verschwundenen Kloster auf dem Borberge tönenden Grabesgesang kundgetan zu werden. Wehmütig hörte man dann die traurigen Weisen des Miserere durch die stille Nacht herabklingen. Nur Graf Heinrich von Bruchhausen, ein gottloser Ritter und leidenschaftlicher Jäger, herzlos und ohne Erbarmen mit Menschen und Vieh, lachte darob und kehrte sich nicht daran. Einst zog er in aller Frühe auf die Auerhahnbalz. Das Glück war ihm hold, und er erlegte ein prächtiges Tier. Doch kaum lag es ihm zu Füßen, als ein zartes Glöcklein vom Borberge wimmerte. Und gleich darauf erklangen die wehmütigen Weisen des Miserere. „Bei allen Teufeln," rief der erbitterte Graf, „wozu dieses Nonnengeplärr, das mir das Weidwerk stört? Ich sollte sterben? Nein, noch bin ich stark und gesund und denke an nichts weniger, denn ans Sterben."

Doch kaum entfloh das frevelnde Wort seine Lippen, da stand die totenbleiche Nonne Pia vor ihm. „Bekehre Dich; denn Deine Lebenstage sind gezählt!" Laut und schaurig lachte der Graf: „Und magst Du auch das Gespenst vom Borberge sein, so fürchte ich mich doch nicht vor Dir. Hebe Dich hinweg, sonst schieße ich!" „Schieße nur zu,

Graf Heinrich, aber denke an Dein Lebensende!" Da drückte der verwegene Graf los, doch die Kugel stak in einer Buche. Der Himmel verfinsterte sich und ein furchtbarer Gewittersturm brach los. Der Geist verschwand, und grelle Blitze durchzuckten die Dunkelheit. Hohnlachend kehrte der Graf zur Burg seiner Väter zurück, Gott und alle guten Geister verachtend. – Drei Tage darauf zu gleicher Stunde stand Graf Heinrich abermals auf der Auerhahnbalz. Wieder stieg ein balzender, prächtiger Urhahn herab, und der Jäger legte schon zum Schusse an. Aber da grinste ihn das Tier mit höhnischem Lachen an und zeigt ein häßliches Teufelsgesicht. Graf Heinrich drückte los, doch die Flinte versagte. Da krachte hinter ihm ein Schuß, und der Hahn wälzte sich am Boden. Zornig wandte sich der Graf um und sprang zurück. Einige Meter hinter ihm stand ein wildfremder Mann in grünem Jägerwams und mit winkender Feder auf dem Hütlein. Der schaute dem Grafen stumm und fest in die Augen. „Hebe Dich hinweg, Elender," schrie der Graf rasend vor Zorn, „oder ich schicke Dich sofort in die Hölle!" Da lachte der Mann unheimlich, und seine Augen sprühten Feuer. Außer sich vor Wut legte Graf Heinrich auf ihn an und drückte los. Doch der Hahn knackte nur. Ein zweites und drittes Mal zielte er auf den Fremden, jedesmal vergebens. Nun kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Der Hirschfänger flog aus der Scheide, um sich dem verwegenen Gegner ins Herz zu senken. Da aber hob der gelassen seine Flinte an die Backe, ein Schuß ging los und saß Graf Heinrich mitten in der Brust. Brüllend wie ein todwundes Wild stürzte er zu Boden und gab seine Seele auf. Ein teuflisches Lachen gellte weithin durch den stillen Wald, als der fremde Jäger verschwand. Vom Borberge aber klang wieder das Glöcklein, unsagbar bang und traurig. –
Im Turme der nahen Pfarrkirche zu Bigge ist heute noch eine Glocke ohne Namen und Inschrift, die aus dem untergegangenen Kloster stammt und jenes Totenglöcklein sein soll.

Die Nonne vom Borberge

Im Mittelalter stand auf dem Borberge ein Nonnenkloster, in dem auch eine Tochter des Grafen von Bruchhausen den Schleier genommen. Die Burg der Grafen ragte fest und drohend unterhalb der sechs Bruchhauser Steine empor. Und in der Burgkapelle fand einst die

festliche Trauung einer Tochter des Grafen, einer Schwester der Nonne Pia, mit dem Prinzen Harold aus Nordland statt. Die beiden Grafentöchter hingen einander mit inniger Schwesterliebe an. Um so härter ward es Schwester Pia, ihre Schwester bald als Gattin mit dem nordischen Prinzen fortreisen zu sehen, ohne ihr ein letztes Mal die Hand zum Lebewohl drücken zu können. Die Ordensregel verbot ihr, die Mauern des Klosters zu verlassen; den Prinzen aus Nordland durfte sie niemals sehen. Und doch brannte in ihrem Herzen die heiße Sehnsucht, am Tage der Trauung der Festfeier beizuwohnen.

Als nun die Nacht auf Berg und Burg sich herabsenkte, legte sie heimlich das Ordenskleid ab, nahm das Gewand einer treuen Magd und stieg beim ersten Morgengrauen zur Burgkapelle hinab. Unbemerkt gelangte sie hinein, während Hunderte von Neugierigen unter dem Klang der Glocken, brausendem Orgelton und festlichem Kirchengesang sich in die weiten Hallen drängten. Auf einer der Bänke kniete unerkannt Schwester Pia. Nun schwiegen die Glocken, und die Orgel spielte zarte Weisen; denn der Hochzeitsschwarm zog in die heiligen Hallen ein. Schüchtern schaute Schwester Pia zur Seite und sah ihre glückstrahlende Schwester und den stolzen, jungen Bräutigam. Stille Seligkeit senkte sich in Schwester Pias Seele, innige Gebete für ihrer Schwester ferneres Glück stiegen aus ihrem Herzen zum Himmel auf. Sie sah und hörte nicht mehr, was um sie vorging. Und erst als die letzten Teilnehmer verschwunden, erhob sie sich müde und schwer, die drückende Zentnerlast schweren Ungehorsams gegen die heilige Ordensregel auf dem Gewissen, die Seele voll Scham und Reue. „Vergib, o Gott," stöhnte sie, „und nimm mein Leben zur Sühne für meine Sünde!"

Draußen aber lag Gewitterschwüle auf der Landschaft, als Schwester Pia zum Kloster hinaufstieg. Düstere Wolken dräuten Unheil. Und als Schwester Pia an einem der Bruchhauser Steine vorbeischritt, zuckte der erste grelle Blitz auf, dem ein krachender Schlag folgte. Ein markerschütternder Schrei, dann das Aufschlagen felsiger Trümmer. Einen Augenblick darauf lag Schwester Pia unter den Stücken des zerschmetterten sechsten Felsens begraben. Seitdem zählt man nur noch fünf der Bruchhauser Steine.

Der Galgen am Borberge

Unterhalb des sagenumwobenen Borberges mit seinem verschwundenen Nonnenkloster zieht sich das stille Rinkental hin, und in ihm liegt ein gar unheimlicher, stets gemiedener Ort, einsamer noch als das andere Tal, an dem noch bis in die jüngere Zeit zwei hohe Galgen grausig in die Lüfte ragten.

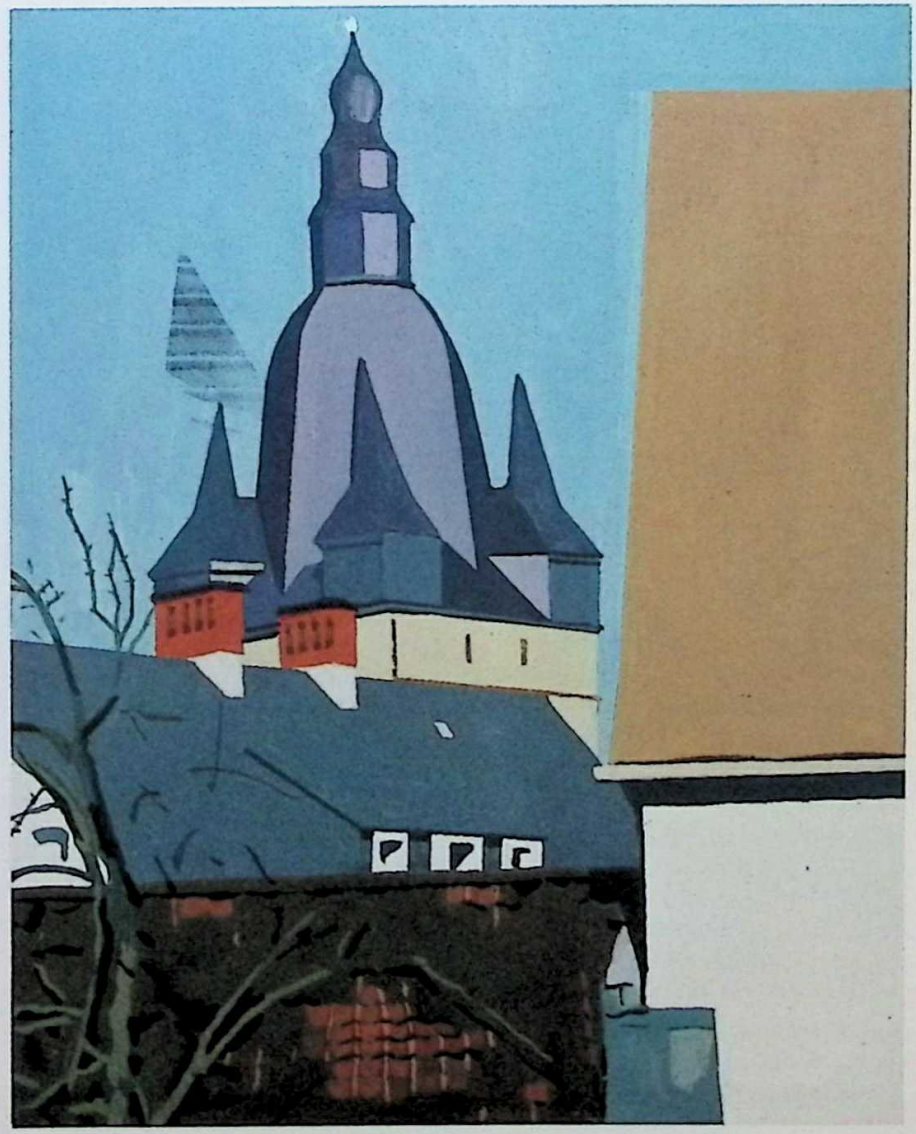
Sie erzählen eine schaurige Geschichte. Als auch im Sauerland das Raubrittertum noch in üppiger Blüte stand und der Ruf von dem reichen Nonnenkloster überall hinflog, beschlossen einige verwegene Raubgesellen, mit ihrem Troß das einsame Kloster zu stürmen. Sie wußten, daß manch frommes Töchterlein hochadeliger Eltern, wenn es im Kloster den Schleier nahm, sein Erbteil zu Gottes Ehre als goldenes, mit Edelsteinen besetztes kirchliches Gefäß oder als brokatseidenes, von Goldfäden durchwirktes Meßgewand, als brillantenbesetzten Reliquienbehälter oder als silbernes Kreuz mit kunstvollem Schmuck dem Kloster geschenkt hatte.

Das reizte die Habgier der beutelüsternen Gesellen. Sie scherten sich nicht um den heiligen Gottesfrieden, der die Stätte des Gebetes umgab, nicht um den Kirchenbann, der jeden Klosterfrevler traf, nicht um Gottes Strafgericht, das oft auf den ruchlosen Räuber gottgeweihter Gegenstände niederfuhr. Beutelüstern und siegesgewiß lagen sie seit Tagen und Nächten vor den festen Mauern des Klosters, in dem das ängstliche Beten und Weinen der Nonnen Tag und Nacht zum Himmel scholl, und das beharrliche Gebet drang durch die Wolken zu Gottes Thron.

Als tiefschwarze Nacht über dem Borberge lag und nur einige Wachtfeuer aus dem Lager der Raubritter halbersterbend emporleuchteten, schlichen rings von allen Seiten vermummte Ritter mit ihren Mannen, treue Freunde des Klosters, durch Dorn und Dickicht empor. Plötzlich ein schmetternder Trompetenstoß, Waffengeklirr und wirres Geschrei, ein kurzer Kampf und ein fröhlicher Sieg. Bald standen die Raubritter gefesselt am neuentfachten Lagerfeuer, und ein kurzes Gericht verurteilte sie zum sofortigen Tode.

Im Tale errichtete man zwei hohe Galgen, und ehe das Frührot leuchtete, hatte das Raubgesindel sein verwegenes Tun mit schimpflichem Tode gesühnt.

Seit jener Zeit hat man oft gesehen, daß in der ersten milden Maiennacht wilde Geister die Galgen in weitem Bogen schaurig umtanzten. Waren es nicht die Seelen der Gerichteten, so waren es gewiß Hexen, die an dieser unheimlichen Stätte ihren Sabbat feierten.



Der Judenkirchhof bei Bigge

Außerhalb Bigges liegt an einsamer Stätte der Judenkirchhof. Wurde die Stätte an sich schon gemieden, so fürchtete man noch mehr die unheimlichen Gestalten, die hier ihr Unwesen bisweilen zu treiben pflegten. Besonders in stiller Nacht begann es sich auf dem Kirchhof zu regen. Man sah dann schattenhafte Gestalten umherschleichen und vernahm dumpfes Pferdegetrappel, das durch die Bergesstille scholl. An dem einsamen Wanderer jagten wie fliehende Nebel im blassen Sternenschimmer reiterlose Rosse, bisweilen gar ohne Kopf, über Feld und Flur vorbei.

Mochte der erschreckte Wanderer auch atemlos aufhorchen, wohl vernahm er das zahlreiche Rossegetrappel, aber niemals ein Schnaufen der wildjagenden Pferde. Wie die wilde Jagd in den heiligen zwölf Nächten brausten sie vorüber.

Woher sie stammen und wohin sie wollen, weiß keiner. Doch läßt sich das denken, wenn berichtet wird, daß gerade die Kirchgänger, die in dunkler Sonntagsfrühe von Gevelinghausen zur Bigger Pfarrkirche gingen, von dem nächtlichen Spuk heimgesucht wurden. Manch einer kehrte erschrocken zurück und wagte den Weg im Dunkeln nicht wieder zu machen. So kam er um den Gottesdienst.

Aber auch manch Gutes hat der Spuk vollbracht. Wie oft saßen Frauen am späten Abend und harrten vergebens der Rückkehr ihrer Männer. Wenn diese dann angetrunken aus dem Wirtshaus in der Nähe des Judenkirchhofes vorbei nach Hause zurückkehrten, erblickten sie plötzlich den daherbrausenden Spuk. Und ehe sie es sich versahen, erdröhnte hinter ihnen lautes Pferdegetrappel. Vom Schreck gelähmt, wurden sie ernüchtert und eilten, so schnell sie konnten, von dannen. Aber der Spuk heftete sich an ihre Fersen und trieb sie zu immer größerer Eile an. Wie von Furien verfolgt, liefen sie durch Wiesen und Gräben, immer das fürchterliche Pferdegetrappel hinter sich. Und nicht eher fanden sie Ruhe, als bis sie aus dem Bereiche des Schauers entkommen waren. Es heißt, daß mancher geschworen, nie wieder bis zur Nachtzeit im Wirtshaus zu bleiben.

Die Hollen im Meisterstein bei Siedlinghausen

In dem dräuend oberhalb Siedlinghausen emporragenden Meisterstein, einem kahlen, wuchtigen Felsen, ist heute noch der Eingang zu

einer Hollenhöhle sichtbar, deren tiefe Gänge sowohl zu den befreundeten Zwergen im Astenberge wie zum Dorfe Siedlinghausen führten. Gern bewies das zierliche Völklein den guten Bewohnern seine so oft bewährte Hilfe, half ihnen bei der Arbeit in Haus und Hof, in Stall und Scheune, in Wiese und Wald. Sogar Unterschlupf boten den Bewohnern die kleinen Männlein bei gefährlichen Kriegszeiten in ihren geräumigen Felshallen. Nur eins erbaten sie als Gegengabe, daß nämlich die eisernen Kochtöpfe ihnen zur Bereitung der Mahlzeiten von den Menschen geschenkt würden.
Heute liegen die Wege im Innern des Felsens verschüttet da, die Höhle ist leer und unbewohnt, das Zwergenvolk zog längst von danne. Und das kam so.
Ein gar finsterer und den Zwergen feindseliger Schmied, der glaubte, daß die kleinen Künstler ihm im Gelderwerb Schaden zufügten, beschloß, sich an ihnen zu rächen. Einen geschickt aus Holz verfertigten Kochtopf, der einem eisernen täuschend ähnlich sah, setzte er eines Abends den Zwergen zum Danke für ihre nächtliche Arbeit in seine Schmiede. Wohl freuen sie sich des ersehnten Geschenkes, aber wie sie den Kochtopf auf den heimischen Herd setzen, flammt er auf und wird vom Feuer verzehrt. Tiefe Erbitterung ob der menschlichen Tücke tobt in den Herzen der kleinen Leute. Mit Hab und Gut ziehen sie fort und sind seitdem nicht wieder gesehen worden.

Der Nonnenteich

Durch des Ritters Gottschalk von Padberg Stiftung erstand zu Bredelar im Jahre 1170 ein Augustinerinnenkloster, das in wechselndem Geschick sich bis zum Jahre 1804 erhielt. Doch blieben die Schwestern nicht lange an diesem Ort; denn das Leben ward ihnen verleidet. Schon 1196 zogen sie fort und räumten das Kloster den Cisterziensermönchen, die seitdem dort wohnten.
Doch eine Erinnerung an die Nonnen ist heute noch lebendig. Hoch im Momecketale zwischen Madfeld und Marsberg liegt eine einsame Waldstelle, an der sich ededem ein klarer, stiller Waldweiher befand. Hier pflegten die Nonnen zu baden, bis sie eines Tages überfallen wurden. Seitdem kamen sie von Bredelar nicht mehr hierher. Die Stelle heißt aber bis auf den heutigen Tag der Nonnenteich.

Der Schatz von Bredelar

In der Abtei zu Bredelar lebte ehedem ein Cisterziensermönch, der in allen Künsten wohl erfahren war. Vor allem verstand er es, aus Gold, Silber und Stein die kostbarsten Kunstwerke zu schaffen. Seiner kundigen Hand verdankte das Kloster auch sein sorgsam gehütetes Silberwerk. Als aber das Herzogtum Westfalen dem Erzbischof von Köln im Jahre 1803 entrissen und dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt überwiesen ward, hob er die Abtei Bredelar auf und zog ihre Besitzungen ein. Unter den Kostbarkeiten des Bredelarer Silberwerks, die Landgraf Ludwig am 16. April 1804 nach Darmstadt zu schicken befahl, befanden sich ein Becher aus Gold und Silber, ein „ganz vaterländisches Produkt" genannt, da beide Metalle, Gold und Silber, in Bovinghausen, eine halbe Stunde von Bredelar, gegraben seien, und ferner außer dem schönen Abtsstabe ein Pokal aus Achatstein, der ehedem des Klosters Schmuck und Zierde gewesen. Wo später die Kostbarkeiten geblieben, ist leider nicht bekannt.

Das Goldfeuer

Nicht weit von Büren lag dem Teufel ob, einen kostbaren Goldschatz in der Erde zu bewahren. Von Zeit zu Zeit jedoch mußte er ihn heben und den Menschen von weitem zeigen. Das Gold leuchtete dann wie flammendes Feuer, brannte aber nicht. Einst weidete ein Schäfer seine Herde in der Nähe des Schatzes, als ihn gerade der Teufel gehoben hatte. Da der Schäfer nichts von dem Schatze wußte, ging er zu dem vermeintlichen Feuer, neigte sich nieder und nahm vorsichtig mit zwei Stäben eine Kohle und legte sie auf die frischgestopfte Pfeife, um sie anzuzünden. Doch wie erstaunte er, als er weitergezogen war und auf der Pfeife einen kleinen Stab aus lauterem Golde erblickte. Er eilte zurück, um noch mehr des Goldes zu erhaschen. Der Teufel jedoch hatte den Schatz bereits wieder verborgen. Traurig ging er fort und erzählte allen, die es wissen wollten, wie Seltsames ihm begegnet sei. Ein Wanderschuster hörte auch davon, und als er bald darauf durch die offene Tür eines Hauses das Feuer auf dem Herde brennen sah, eilte er rasch hinein, um den vermeintlichen Schatz zu gewinnen. Es weilte auch zufällig niemand im Hause. So breitete er denn hastig seine Schürze aus und raffte die glühenden Holzkohlen,

das vermeintliche Goldfeuer, hinein. Flugs wollte er damit entkommen, als die Kohlen die Schürze durchbrannten und zur Erde fielen. Voll Schreck eilte er von dannen, und seitdem wagte es niemand mehr, das vom Teufel gehütete Goldfeuer zu gewinnen.

Das Hollenhol bei Scharfenberg

Zu den edelsten Hollen oder holden Geschöpfen, die vor Jahrhunderten im Sauerlande an vielen Orten gehaust, gehörten unstreitig die zierlichen Zwerge im Hollenhol oder der Höhle der Hollen zu Scharfenberg bei Brilon. Die Bewohner des Dorfes erfuhren bei mancher Gelegenheit den Segen dieser lieblichen Wesen, denen keine Mauer zu dick, keine Tür zu fest war, um hindurchschlüpfen zu können. Ihre ganz besondere Liebe galt den kleinen Kindern, denen sie überall helfend und schirmend zur Seite standen. Bisweilen auch wählten sie sich die schönsten Kindlein aus, trugen sie zur Sorge der Eltern in das Hollenhol und hegten und pflegten sie dort, bis die schmerzlich vermißten Kinder eines Tages wieder wohlbehalten daheim sich fanden. Auch vielerlei Geräte besaßen die Hollen in ihrer Höhle, die den Einwohnern Scharfenbergs jederzeit gern zum Gebrauch überlassen wurden. Wer der Geräte bedurfte, begab sich zur Höhle, und siehe da, der gewünschte Gegenstand stand gebrauchsfertig bereit. Man nahm ihn und trug ihn später den Zwergen dankbar zurück. Selbst einen großen Braukessel besaßen die Hollen zu eigen, den sie zur Ernte jeden Jahres den Bewohnern, wenn sie zur Höhle gingen und ihren Wunsch hineinriefen, zur Verfügung stellten. Kehrten die Leute nach kurzer Zeit zurück, so stand der Braukessel blank und gescheuert vor der Höhle. Nach dem Gebrauch brachten die Leute ihn zurück und ließen zum Dank einige Liter Bier für die guten Männlein in der Pfanne zurück, und die Männlein taten sich gütlich daran. Eines Tages aber sahen ungezogene Jungen den zurückgebrachten Kessel mit dem Biere vor der Höhle stehen, setzten sich hinzu und tranken den Kessel unter Hohnlachen auf die Hollen leer. Erbittert über diese Undankbarkeit verließen die Hollen das Hol bei Scharfenberg und wurden nicht wieder gesehen.

Das Zwergenschloß im Astenberge

Auf dem kahlen Gipfel des hohen Astenberges ragte einst ein zierliches Zwergenschloß empor. Von allen Seiten trugen die emsigen Männlein das aus den Tiefen der Berge geschürte Gold und Silber hierhin zusammen und hüteten es als kostbarsten Hort. Da drang der Mensch auch in die Berge des Sauerlandes vor und kam bis zum Fuße des Astenberges. Beim Anblick der riesenhaften fremden Gestalten bangte dem kleinen Bergvolk um seine Schätze, und so grub es Tag und Nacht, bis Schloß und Schatz langsam und lautlos in das Innere des Berges versanken. Eben noch sah der Mensch die letzte goldene Turmspitze im Berge verschwinden. So entschloßen sich die Menschen, den kostbaren Gewinn nicht fahren zu lassen und gruben schweigend Tag für Tag. Sie wußten, daß nur der den Schatz zu heben vermöchte, der das Schweigen unverbrüchlich halten könne. Immer tiefer ward die Grube, und schon gleißte und glitzerte in der Tiefe das Gold. Den Geistern des Berges graute es. Da ersannen sie eine glückliche List. Sie brachten einen schwerbeladenen Wagen auf die Höhe des Berges fast an den Rand der Grube. Der Schatten des Wagens fiel auf die schweigsam schürfenden Menschen in die Tiefe. Erschrocken schauten sie auf und sahen den schwankenden Wagen hart am Rande des Abgrundes hängen. Voll Entsetzen stießen sie einen Angstschrei aus – und siehe da: das lockende, leuchtende Gold entschwand vor ihren Augen im Innern des Astenberges. Sie aber flohen die unheimiche Stätte und verkündeten den anderen Menschen, was sie gesehen und erlebt. Seitdem hat kein Mensch es mehr gewagt, nach dem reichen Schatze zu graben. Die Bergmännlein aber hegen und hüten heute noch im Astenberge ihren Hort.

Die Rache Gottes zu Marsberg

Wildes Kriegsvolk zog im Jahre 1104 gegen die feste Stadt Marsberg und legte sich rings um die Mauern. Es begann die Belagerung der Stadt durch den vom Haß gegen sie erfüllten Grafen Erpo von Padberg. Er schwur, nicht eher zurückzukehren, als bis er die Stadt auf das härteste gezüchtigt habe; daran solle ihn weder Gott noch Teufel hindern.

Die Not der Stadt stieg täglich höher. Hunger und Krankheit wüteten unter den Bürgern. Der Mut sank zur Verzweiflung herab. Dazu kam die entsetzliche Angst vor den Drohungen des grausamen Grafen, den kein Gottesgebot davon abhalten würde, in der unmenschlichsten Weise mit seinen Gegnern zu verfahren. An eine Aussöhnung mit ihm war bei seinem starren Sinn nicht zu denken.
Als das Elend der Belagerten überhand nahm, begann Graf Erpo den Sturm auf die Mauern. Rasend jagten die Scharen der Feinde wider die todwunde Stadt heran; weder Mauer noch Turm noch Wall schien ihnen Einhalt zu tun. Mit letzter Kraftanstrengung verteidigten sich die Bewohner. Da flog eine Feuergarbe in die Stadt und zündete die Strohdächer an. Entsetzt flohen die Bürger in die Kirche, ihren letzten Zufluchtsort. Heiße Gebete stiegen zum Himmel empor.
In der äußersten Bedrängnis, als menschliche Hilfe nicht mehr möglich war, stieg der Priester die Stufen des Altares hinan, ergriff das Bild des Gekreuzigten und trug es durch die Kirche hinaus. Betend und singend: „Dein Kreuz, o Herr, sei unser Schutz und Schirm" folgte ihm das gläubige Volk. Durch die Straßen der Stadt zog der Schwarm trotz feindlicher Geschosse und Feuergarben. Dann ward das fest verrammelte Tor geöffnet, und Priester und Volk schritten feierlich dem feindlichen Heere entgegen.
Die Krieger stutzten ob des ungewohnten Anblicks. Rasend vor Wut wegen des unwillkommenen Aufenthaltes jagte Graf Erpo vor und zückte sein Schwert gegen das Bild des Gekreuzigten. Er holte zum Schlage aus und traf in törichtem Frevelmut die Dornenkrone des Kreuzbildes, daß sie zur Erde rollte. Entsetzen ergriff die Scharen.
Sogleich aber vollzog sich Gottes Strafgericht an ihm. Das Schwert entfiel der Hand, der Arm erstarrte, ebenso die Faust, deren Finger sich so krampfhaft zusammenzogen, daß die Nägel sich in das Fleisch einbohrten.
Kaum der Rede mächtig, saß der Graf auf dem Rosse. Er kam sich ohnmächtig vor wie ein Kind. Eine unheimliche Angst bohrte sich in seine Seele ein, die Angst vor Gottes gerechtem Strafgericht. Wie einst dem Saulus auf dem Wege nach Damaskus, hatte sich ihm Gottes strafende aber auch heilende Hand gezeigt. Mochte er anfangs noch mit Grimm gegen die Hand des Allmächtigen sich auflehnen, so trat jetzt an dessen Stelle die Scham vor seinen Feinden und seinen eigenen Leuten. Da schwand und schmolz der Grimm wie Eis vor der Sonne. Und er beugte sich vor der züchtigenden Hand Gottes.
Sogleich unterbrach man den Kampf. Es wurden Verhandlungen

zwischen beiden Teilen eingeleitet und – Marsberg war durch das Bild des Gekreuzigten von seinem schlimmsten Feinde befreit.
Dieser aber zog sich vom lauten Ritterleben zurück und suchte sich ganz mit Gott auszusöhnen. Und nachdem er gebüßt und gesühnt, ließ ihn Gott auch wieder gesunden. Seitdem ward aus dem rauflustigen Ritter, der in jeder Fehde verwickelt war, ein stiller Streiter Gottes. Der Stadtkirche zu Marsberg, in der die Gebeine des heiligen Magnus ruhen, schenkte er zur Sühne ein bedeutendes Stück Land. Er selbst aber zog sich in das Kloster Flechtorf zurück, dem er alle seine Besitzungen vermachte.

Der Nonnenborn bei Medebach

An dem Wege von Medebach nach Goddelsheim, im Tale der Hagemecke, liegt ein von einer Wallhecke umgebener Wiesenkamp, der im Volksmunde das Nonnenkämpchen genannt wird. Nur ein Kreuz erinnert noch daran, daß hier ehedem vor Jahrhunderten ein Jungfrauenkloster gestanden. Auch die Nonnenpfade sind noch zu sehen, die immerdar grünen, auf welchen die gottgeweihten Jungfrauen am tiefen rechten Ufer des Hagemecker Tales zum sogenannten Nonnenborn hinabstiegen, um hier täglich Wasser zu schöpfen.
In wilden Zeiten mußten die frommen Frauen aus dem stillen Gottesfrieden vor rauhen Kriegsgesellen flüchten. Wohl mochten sie hoffen, später, in besseren Zeiten zurückkehren zu können, allein die heilige Stätte ward mit der Zeit wüst und wild, die Mauern sanken in Schutt, und nie wieder erscholl das Chorgebet in heiligen Hallen.
Bevor die Klosterfrauen die traute Wohnstätte verließen, pilgerten sie zum letztenmal auf den grünenden Pfaden zum Nonnenborn. In seine unergründlich tiefen Wasser, in die man einmal in späterer Zeit einen Heubalken hineinstieß, ohne auf Grund zu stoßen, wollten sie das letzte Kleinod ihres Klosters vor den gierigen Blicken raublustiger Menschen versenken. Mochten alle Besitzungen auch an das Kloster Bredelar fallen, diese Kostbarkeiten vertrauten sie mit leiser Wehmut den schweigenden Wassern an. Es war eine aus purem Golde gefertigte Haspel, die sie so geschickt in den Quell versenkten, daß keine sehnsüchtige Hand sie bis heute hat erfassen können.

Die Opferhecke am Bromberge

An der Nordseite des Bromberges bei Medebach liegt die Stolweide, auf der sich dicht an der Landstraße ein über und über mit Steinen bedeckter Dornstrauch kümmerlich die Nahrung sucht. Der Strauch bezeichnet eine heidnische Opferstätte, die dem Gotte Donar oder Thor geweiht gewesen. Nach ihr führt jetzt noch der Gipfel des Bromberges den Namen Thor. Der Dornstrauch wird im Volksmunde bis zur Stunde der Opferdorn oder die Opferhecke genannt.
Wer immer an dem Opferdorn vorbeigeht, wirft einen Stein hinein, wie es von altersher Gebrauch gewesen, seitdem das Christentum zur Herrschaft gelangt ist. Vor allem pflegen die Holzhacker diesen Brauch, ehe sie in den Wald ziehen oder wieder heimkehren.

Der Hünenkeller

An der Stätte oberhalb Medebachs, die heute noch der Hünenkeller heißt, soll ehedem ein starker Riese gehaust haben. Voll Ingrimm wider die in Medebach erstandene christliche Kirche ergriff er eines Tages einen gewaltigen Felsblock und schleuderte ihn zu Tal, um das Gotteshaus zu zertrümmern. In weitem Bogen sauste der Koloß herab, ohne aber der Kirche Schaden zu tun. Kurz vor seinem Ziele blieb der mächtige Stein durch Jahrhunderte liegen, bis er im Jahre 1811 beim Straßenbau vom Marktplatz weg in ein tiefes Loch gewälzt wurde.

Die Elfen bei Medebach

An dem Wege von Medebach nach Hillershausen erhebt sich links der Volshagen, auf dem an einer Stelle nur ein einsamer Baum emporragt. Man sieht ihn schon von weitem, und keiner geht gern des Nachts an ihm vorüber.
Hier haben die Elfen ihr Heim aufgeschlagen. Besonders wenn fahler Mondenschimmer auf der Gegend liegt, sieht man die schönen Jungfrauen in weiten, weißen Gewändern rings um den einsamen Baum ihren Reigen tanzen. Leicht wie luftige Schemen steigen sie auf und

nieder und berühren mit dem Saum des Gewandes kaum den Boden. Bald schwingen sie sich einzeln, bald in geschlossenem Kranze um den Baum, fangen sich und fliehen wieder voreinander.
Wer sich unter dem Baume schlafen legte, konnte gewärtigen, daß ihn die lichten Elfen weckten, immer weiter fortlockten und endlich zugrunde gehen ließen. Selbst dem einsamen Wanderer wurden sie gefährlich. Sie nahten ihm in leichtem Tanze und zwangen ihn, mit ihnen in tollem Reigen zu springen. Wehe ihm, wenn er sich wehrte; ein Schlag auf das Herz, und er ward an unheilbarem Siechtum krank. Langsam schwand die Lebenskraft, um ihn in jungen Jahren auf das Sterbelager zu werfen.

Der heilige Severin

Bei einem Gutsbesitzer zu Dreislar bei Medebach stand um das Jahr 348 ein stiller, frommer Knecht in Diensten. Als er einst auf dem Felde pflügte und dabei betete, hörte er ein Vöglein singen. Da schaute er erstaunt auf; denn er glaubte, das Vöglein habe eine menschliche Stimme und spreche zu ihm. Und wirklich vernahm er jetzt ganz deutlich die Worte: „Severin, Severin, du sollst Erzbischof zu Köllen sin!“ Um sich aber zu gewissern, ob er das Vöglein nicht mißverstanden habe, entgegnete er dem kleinen Sänger: „Nein, Vöglein, das kann nicht sin, es sei denn, daß diese Pflugschar fängt an zu blühn!“ Damit stieß Severin die Pfluggerte in den Ackerboden, und alsbald trieb sie Knospen und Blätter. Das Pferd aber scharrte ungeduldig den Boden mit den Füßen, und ein neues Wunder offenbarte sich vor den Augen des erstaunten Knechtes. Aus dem Erdreich springt ein munterer Quell hervor, der bis heute noch nicht versiegt ist. Da glaubte Severin der Stimme des Vögleins, nahm Abschied von seinem Dienstherrn und zog gen Köln am Rhein.
Wie der fromme Knecht über die Rheinbrücke geschritten war und seinen Fuß in die Straßen der Stadt setzte, begannen alsbald die Glocken sämtlicher Kirchen von selbst zu läuten, als sei ein gar großer Feiertag angebrochen. Erstaunt eilten die Bewohner auf die Straßen und fragten einander, wer denn eigentlich Erzbischof geworden sei; denn an dem Tage sollte die Neuwahl für den erledigten Bischofsstuhl stattfinden. Niemand aber konnte Antwort geben, bis die Geistlichkeit in feierlichem Zuge kam und den schlichten Bauernknecht zur Kirche führte. Einstimmig erkor man ihn zum Erzbischof, und er,

der bisher nur den Pflug geführt, lenkte von da an die große Erzdiözese mit seltener Umsicht, Klugheit und Heiligkeit bis zu seinem Tode im Jahre 403.

Die Widekindshardt

Unweit Medebach führt eine Anhöhe bis heute den Namen Widekindshardt. Die Sage berichtet, daß hier ehedem der dem Christentum und besonders dem mächtigen Frankenkönige Karl dem Großen feindlich gesinnte Sachsenherzog Widekind oder Wittekind eine befestigte Burg besessen habe. Unterhalb der Anhöhe ging die von den Römern angelegte Heerstraße von Köln nach Kassel vorbei, sodaß der grimme Sachsenheld von seiner Warte aus die Bewegungen des fränkischen Feindes stets zu überwachen vermochte.
Auf dieser Burg soll Wittekind auch noch nach seiner so auffallenden Bekehrung zum Christentum gehaust haben. Ja, es heißt sogar, er sei in der alten Kirche im nahen Medebach getauft worden. Dieser mächtige Taufstein, in den er damals hinabgestiegen, soll noch bis zum Jahre 1771 in der dortigen Kirche gestanden haben. Er war so groß, daß ein erwachsener Mann darin zu stehen vermochte. Bei der Anlage neuer Kirchenstühle soll er dann leider zertrümmert worden sein.

Die gute Frau

Eine andere Burg lag ehedem auf dem sogenannten Burgring, links des Weges von Medebach nach Goddelsheim. Längst ist sie zerfallen, und nichts erinnert mehr an sie außer dem Namen und einem Graben, der zwischen Haselsträuchern noch sichtbar ist und einst die ganze Burg umzog. An dieser einsamen Stätte weilt noch die gute Frau, vielleicht ein Burgfräulein aus mittelalterlicher Zeit. Wenigstens läßt die mittelalterliche Tracht der Burgfrauen darauf schließen, in der sie so mancher Wanderer an dieser Stätte zu nächtlicher Stunde gesehen haben will. Vielleicht auch hütet sie einen Schatz, der hier verborgen liegen soll. Doch fügt sie niemandem ein Leid zu; vielmehr erzeigt sie sich stets hilfsbereit und freundlich und weist dem Wanderer willfähig den Weg. Wenn die Menschen nicht eine solche Furcht bekundeten und vor der guten Frau eiligst davonliefen, würde sie ihnen sicherlich den Weg zum Glücke zeigen!

Der Hünenhammer

Ein den alten Riesen verwandtes Geschlecht, die durch ihre ungewöhnliche Körperstärke weit und breit bekannten Ritter von Wolmeringhausen, wohnte vor dem Jahre 1500 auf dem Stolzen-Berg bei Medebach. In der Grafschaft Züschen, auf dem etwa eine halbe Stunde von Stolzenberg entfernten Freienstein, aber saß das den Rittern von Wolmeringhausen befreundete Hünengeschlecht der Wolf von Freienstein. Wollte der eine von ihnen den anderen wecken, so benutzte er dazu einen mächtigen Hammer, den er in freundschaftlichem Verständnis wider die Burg des andern schleuderte, sodaß es in deren Gemächern dröhnte und krachte und alle aus dem Schlafe erwachten. So berichtet die Liesener Sage.

Das Zielgenbörnchen

In dem Aspei, einem alten Briloner Gemeindewalde, sprudelt ein munterer Quell, der den Namen Zielgenbörnchen führt. Hier hauste einst eine Schlange, ein unheimliches Tier, das goldene Schätze hütete. Sobald jemand es wagte, sie mutig zu ergreifen und trotz des Zischens festzuhalten, in dessen Hand erstarrte die Schlange und all ihre Schuppen wurden zu eitel leuchtenden Goldplättchen und ihr Gerippe zu schweren Klumpen Gold. So ist es einst einem Mutigen ergangen, der statt der Schlange eine goldene Kette und damit den Schlüssel zu den verborgenen Schätzen in seinen Händen trug. Seitdem ist die Schlange verschwunden.

Das Hollenloch bei Rösebeck

Unter den vielen tiefen Höhlen, in denen die winzigen Hollen ehedem gewohnt, ist besonders die nahe bei Rösebeck liegende Felsenhöhle bekannt. Von ihr wird erzählt, sie führe unter der Briloner Hochebene eineinhalb Stunde weit bis unter das altehrwürdige Briloner Rathaus. Das kleine zahlreiche Völkchen vermochte sich so, unbemerkt von den Augen der Menschen, in kurzer Zeit von Rösebeck nach Brilon zu begeben. Bald gewahrte man das geschäftige Wirken der wohlwollenden Wesen in Scheune und Stall des stillen Dörfleins, bald auch bemerkte man, daß Säle und Stuben des Rathauses in ein-

samer Stunde nicht still dalagen, sondern daß es heimlich huschelte und tuschelte, trippelte und trappelte, als gingen Geister darin um. Bis dann durch Bosheit und Unverstand der Menschen das heimliche Heer aus seinem unterirdischen Heim vertrieben ward.

Die Königskerze zu Glindfeld

Im Jahre 1152 erstand an einem der höchsten Orte des Sauerlandes, in dem 660 Meter hoch gelegenen Orte Küstelberg, ein Kloster der Augustinerinnen, das wegen der rauhen Hochebene 1297 verlassen und im viel milderen Tale der Gelenge, zu Glindfeld, neu errichtet wurde. Seit 1499 wohnten keine Nonnen mehr darin, sondern von da an bis zur Aufhebung des Klosters in den Zeiten Napoleons haben die Kreuzherren hier zu Glindfeld segensreich gewirkt.
Noch stehen die alten Klostergebäude, in denen die Oberförsterei untergebracht ist, und immer noch ragen einige altersgraue Gemäuer empor. Jedes Jahr wächst aus den vereinsamten Mauern eine stolze, farbenprächtige Königskerze empor und wiegt sich im Winde, bis sie verblüht. Wie die Sage erzählt, weilte ehedem ein junger Ordensmann unter den Kreuzrittern, dessen hohe Abkunft und heldenmütiges Leben still und unbekannt hier im einsamen Tale verrann. Aber seitdem er gestorben, blüht Jahr für Jahr die liebliche Königskerze empor.

Sagen des Kreises Arnsberg

Der getreue Ritter vom Klusenstein

In malerischer Pracht schaut der feste Klusenstein in das liebliche Hönnetal hinab. Auf der zinnenbewehrten Burg hauste zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa, als die Kreuzzüge ins Morgenland unternommen wurden, der edle Graf Eberhard von Plettenberg mit seiner tugendsamen und schönen Gemahlin Mathilde. Auch Graf Eberhard nahm das Kreuz, um an der Befreiung Jerusalems teilzunehmen. Seine Burg und Gemahlin einem treuen Burgvogt anvertrauend, zog er hinaus.

Jahrelang hörte die trauernde und harrende Gemahlin nichts von ihm. Dann ward es ihr oft um so schwerer ums Herz, weil der auf einer benachbarten Burg hausende Raubritter, der schwarze Benno genannt, das Gerücht verbreiten ließ, Graf Eberhard habe im Morgenlande eine Türkin zur Gattin genommen und kehre nimmer zurück. In Wirklichkeit schmachtete der tapfere Ritter in einem sarazenischen Gefängnis, bis er endlich von anderen Kreuzrittern losgekauft ward. Einem im Kerker gemachten Gelübde gemäß, zog er zu Fuß als Bettler zur Heimat zurück.

Doch voll bitteren Kummers mußte er hier hören, daß der schwarze Benno vergebens um die Hand seiner treuen Gemahlin Mathilde geworben und dann die Burg berannt habe, bis er endlich durch den Verrat eines Dieners, des Dachspeters, ihrer habhaft geworden sei. Nun grämte sich sein treues Weib als Gefangene auf der eigenen Burg, während sein ruchloser Feind alle Tage und Nächte fröhliche Zechgelage hielt und die ganze Gegend brandschatzte.

Da schwur Graf Eberhard furchtbare Rache und beschloß, um jeden Preis wieder in den Besitz seines Edelsitzes und seines edlen Weibes zu gelangen. Als fahrender Sänger zog er zur Burg, und der schwarze Benno fand allabendlich Wohlgefallen an dessen trefflichem Lied und Spiel. Allabendlich auch floß der Wein in Strömen, bis alle trunken unter den Tischen lagen.

Eines Abends mußte auch die unglückliche Gräfin an dem wüsten Gelage teilnehmen. Fast sprang dem Grafen bei ihrem Anblick das Herz vor Gram. Doch er faßte sich, bis wieder alle Mannen vom Rausch beschwert am Boden lagen. Da griff er in die Saiten und sang

ein wehmütiges Lied von einem Ritter, der zum Heiligen Lande gezogen war und seine Gemahlin in tiefstem Weh zurückgelassen hatte. Ergriffen und erstaunt schaute die Unglückliche auf, und Gatte und Gattin lagen sich in den Armen. Doch nur für einen Augenblick. Die Gefahr der Entdeckung war zu groß. Rasch beschlossen sie den Plan der Befreiung, dann zog der Sänger wieder von der Burg. Er eilte zu dem Grafen von der Mark auf Burg Altena, seinem mächtigen Freunde, und erbat dessen rasche Hilfe. Mit einer Schar gewappneter Knechte kehrte er zurück und verbarg sie in den Schluchten des Hönnetals. Er selbst zog wieder als Sänger hinauf und spielte und sang, bis wieder alle dem Rausche ergeben waren und in Schlaf fielen. Da trat Eberhard zum schnarchenden Benno und nahm die Schlüssel der Burg an sich.

Und eine Stunde darauf ging dröhnend das Burgtor auf. Wilder Lärm erscholl auf dem Hofe und im Saale. Die Knechte des Grafen von Altena fielen über die trunkenen Ritter her und knebelten sie. Am anderen Morgen erwachte der schwarze Benno in seinen Fesseln und tobte und wütete wie ein wildes Tier. Da trat Graf Eberhard vor ihn hin und fragte ihn: „Kennst Du mich? Nicht als Feigling trete ich vor Dich hin; Deine Fesseln löse ich Dir, und dann kämpfe als Ritter mit mir."

Kaum fielen die Stricke von seinen Händen, als auch Benno rasend vor Wut sich auf Graf Eberhard stürzte. Aber ein einziger Hieb streckte ihn nieder. Und dann erging ein schreckliches Gericht über die Räuber. Den Leichnam des schwarzen Benno stürzte man von hohem Felsen hinab ins Hönnetal, wo er den Tieren zum Fraße diente. Der verräterische Dachspeter sollte ebenfalls den Tod finden, doch auf Bitten der edlen Gräfin Mathilde blieb er am leben, mußte aber bis zu seinem Tode täglich die Dienste eines Esels verrichten und die gefüllten Mehlsäcke von der Wassermühle im Tale zur Burg emportragen. Den Altenaer Knechten vergalt Graf Eberhard reichlich ihre Dienste. Von da an lebten der Graf von Plettenberg und seine Gemahlin glücklich und ungestört auf dem Klusenstein.

Der Geist vom Müssenberge

In der Höhle des Bilsteins, dessen Verlängerung der Müssenberg genannt wird, herrschte ehedem ein riesiger Berggeist. Sein stilles Walten ward oft von bösen und guten Menschen empfunden. Den

Bösen zeigte er sich als rächender Alter, den Guten als freundlicher, helfender Geist. Keiner sah ihm genau in das von langwallendem Barte umkränzte Antlitz, nur schattenhaft blickte es bisweilen über die Felsen und Höhen, während sein wallender Mantel wie ein Schleier die bewaldeten Abhänge bedeckte.

Im Tale, am Fuße des Müssenberges, lebten einmal zwei Brüder auf ihren Gehöften. Den älteren, unverheirateten, hatte der Geiz in seiner Gewalt, sodaß er sich um jeden Preis auf Kosten seines jüngeren Bruders bereichern wollte. Bei Nacht und Nebel vergiftete er diesem das Vieh, zerstörte ihm die Saaten, stahl ihm sein Geld und zündete ihm gar Haus und Scheune an. Dann trat er, Mitleid heuchelnd, vor den ahnungslosen jüngeren Bruder und bot ihm gegen hohe Zinsen Geld zum Wiederaufbau seines Hofes an. So bekam er seine jüngeren Bruder ganz in seine Gewalt.

Arm und gedrückt begab sich dieser zu seinen Schwiegereltern und übergab ihnen Frau und Kinder. Auf dem Rückwege sah er am Spätabend den Bilstein in seltsamem Lichte erglänzen. Ein weiter Spalt zeigte eine erleuchtete tiefe Höhle, und der Bergalte winkte dem Wanderer, daß er hineinkomme. Zagend trat er ein und ward in eine von Kostbarkeiten glänzende Grotte geführt. Dort standen auf einem Tische zwei Kästchen, das eine von Eisen das andere von Gold.

„Nimm das eiserne Kästchen und bringe es den Deinen," sprach der Geist. „Und sage Deinem Bruder, er solle sich das andere holen!"

Willig folgte der Mann dem Befehle und ging.

Am folgenden Tage erzählte er seinem Bruder das Ereignis und zeigte ihm zum Beweise der Wahrheit einige Goldmünzen aus seinem Kästchen. Da erwachte in dem bösen Menschen der Geiz, sodaß er kaum den Abend abwarten konnte. Und wie er zum Müssenberge kam, sah er auch wirklich die erleuchtete Höhle. Keck trat er ein, und der Berggeist forderte ihn auf, das Kästchen zu nehmen. Er ergriff es und eilte damit hastig hinaus. Dröhnend schloß sich die Höhle hinter ihm.

Zu Hause öffnete er gierig das Kästchen, aber statt der Goldstücke züngelte ihm eine Flamme entgegen, die an den Balken emporfuhr und Haus und Hof verzehrte. Da trat der jüngere Bruder freundlich an ihn heran und bot ihm hinreichend Geld, um sein Gehöft wieder aufzurichten.

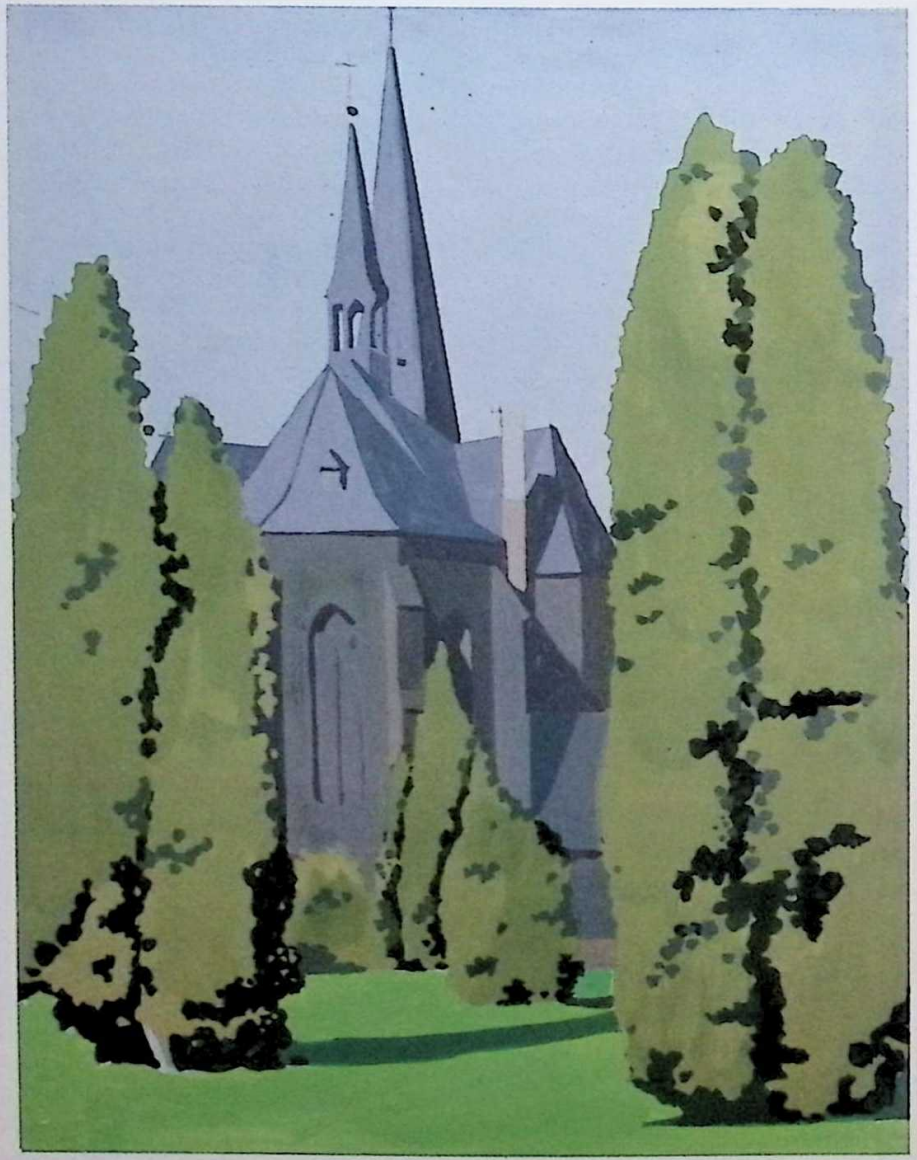
Doch als die Gebäude stolzer denn vorher dastanden, erwachte der böse Geist wieder in ihm. Und als er einmal einsam an seinem Tische saß, stand plötzlich das unheimliche Kästchen wieder vor ihm. Ein

schrecklicher Gedanke durchzuckte ihn. Er wollte das Kästchen seinem Bruder in das Haus tragen, um dieses zu verbrennen. Doch kaum hatte er es ergriffen, um es fortzutragen, da stolperte er, und die Flamme verzehrte ihn selber.
Sein Bruder erbte den Hof und lebte glücklich und zufrieden.

Der Zauberer vom Klusenstein

Das liebliche Bild der auf ragendem Felsen über dem schönen Hönnetal thronenden Feste Klusenstein ist jedem Sauerlandfahrer unvergeßlich. Drohend blickt sie in das hier schmale Tal hinab, obschon sie heute nicht mehr eine Gefahr für den Wanderer bedeutet. Das war vor Jahrhunderten anders, als ein unheimlicher Zauberer auf der damals festen Burg sein Unwesen trieb. Da mied ein jeder die enge Straße durchs Tal an dem jäh abstürzenden Klusenstein vorbei.
Auf der andern Seite des Hönnetals, dem Klusenstein gegenüber, lag die Feste Reckenstein, auf der einst der leichtsinnige Ritter Gerwin hauste. Mit dem Zauberer auf Klusenstein verband ihn eine unselige Freundschaft, die ihn mit teuflischer Schlauheit immer enger umstrickte. Nächtelang spielten sie beim Wein um Geld und Gut. Fast aller Besitz des Reckensteiners war durch unglückliches Spiel in den des Klusensteiners übergegangen.
In einer unheimlichen, vom wiederhallenden Dröhnen des Donners und fahlen Zucken der Blitze durchtobten Nacht saßen beide wieder beim Spiel. Es neigte dem Ende zu, wieder brachte es dem Klusensteiner reichen Gewinn. Und doch sprühte aus Ritter Gerwins Augen die Leidenschaft des Spieles, die Gier nach Erfolg. Nachdem er seine Burg bereits verloren, setzte er das letzte ein - den kostbaren Brautschmuck seiner bei ihm weilenden Nichte Herta, die dem Ritter Gero von Müssede verlobt war. Und wiederum verspielte er. Da wallte er, von Wut und Scham gefüllt, auf und davon. Doch der Zauberer bannte ihn blitzenden Auges und sagte, noch habe er ein Letztes zum Einsatz. Und das sei seine Nichte selbst.
Wieder bäumte sich das ganze Innere des leichtfertigen Junkers auf. Verspielte er, so war er ein Entehrter. Wieder wollte er entweichen; doch der Böse hatte ihn in der Gewalt. So mußte er spielen und verspielen.

„Deine Nichte ist mein, morgen hole ich sie mir," sprach der Zauberer und ging davon.
Grauen erfaßte den Ritter, und er wollte entfliehen. Doch das Pferd stand wie angewurzelt. So begab er sich denn zu seiner frommen Nichte, die er im Gebete fand. Als er ihr alles berichtet, bemächtigte sich ihrer heilige Entrüstung. „Ich bin dem Junker von Müssede verlobt; nimmermehr werde ich lebend die Gattin des Klusensteiners!" „So wird der Dich zwingen!" rief Gerwin. „Gott ist mein Schutz," erwiderte die Jungfrau gefaßt.
Da hallte auch schon der wuchtige Schritt des Zauberers wieder durch die Gänge. Gedrückten Sinnes ging ihm Gerwin entgegen. „Führe mich zu Deiner Nichte," befahl der Finstere. Doch als sie in deren Gemächer traten, fanden sie alle Zimmer leer.
Furchtbare Wut befiel den Zauberer. „Ha, Du hast sie entfliehen lassen," donnerte er den erschrockenen Gerwin an; „zur Strafe sollst Du erstarren und nicht eher befreit werden, als bis Dich oder mich die Hölle verschlingt."
Leichenblässe bedeckte mit einemmale das Antlitz Gerwins, er sank in einen Sessel und erstarrte wie im Tode. Mit lautem Fluch die Tür zuschlagend, schritt der Zauberer hinaus und stieg zu seiner Burg Klusenstein empor.
Und siehe, als er das Zimmer Hertas verlassen hatte, öffnete sich leise die Mauer. Erdmännlein erschienen, hoben den Sessel Gerwins empor und trugen ihn in den sich öffenden Felsen hinein. Hinter ihnen aber schloß sich die Mauer wieder.
Voll wahnsinniger Wut über den mißglückten Plan schwur der Zauberer dem Ritter Gerwin und seiner Nichte den Untergang. Als seine Bluthunde die Umgebung des Reckensteins abgesucht und keine Spur Hertas gefunden, war er überzeugt, daß sie sich in der Burg verborgen halte.
So stieg er denn in seine Zauberkammer hinab, zündete dort auf einem Dreifuß ein kleines Feuer, in das er Pulver hineinstreute, wobei er eine Zauberformel sprach. Dann nahm er zwei Sprengkapseln und eine Haube mit einer Reiherfeder darauf. Mit diesen Sachen stieg er zum Tageslicht empor.
Vor seiner Burg setzte er die Haube mit der Reiherfeder auf, und einen Augenblick darauf sah man statt des Zauberers einen Reiher, der mit leichtem Flügelschlag sich in die Lüfte erhob. Über dem Reckenstein zog er seine Kreise. Aus einer Kralle ließ er eine Sprengkapsel niederfallen. Ein furchtbarer Knall und in wenigen Minuten sah man



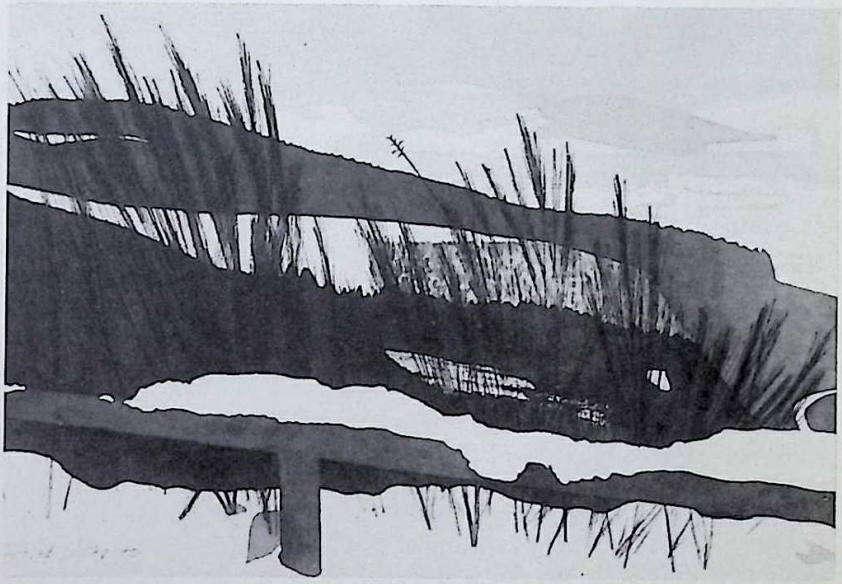
nichts mehr von der stolzen Burg der Reckensteiner.
Dann flog der Reiher weiter, um auch der Burg des Junkers von Müssede ein gleiches Schicksal zuteil werden zu lassen und Herta zu vernichten, falls sie sich dort befinde. Doch jetzt sollte den Zauberer die verdiente Strafe treffen.
Den edlen Junker von Müssede hatte die Nachricht, daß der gefürchtete Zauberer seine Braut für sich fordere, mit tiefem Kummer erfüllt. Auf jeden Fall wollte er Herta, deren Treue er kannte, retten. So begab er sich zu dem alten Freunde seiner Familie, dem im Müssenberge hausenden Bergalten. Der Berggeist erwartete ihn schon.
„Sei getrost, mein Sohn," rief er ihm entgegen, „Deine Braut ist in meiner Hut. Doch nun eile und ergreife diese Armbrust mit dem darauf liegenden Pfeile; denn auch Deiner Burg naht Gefahr!"
Erschrocken folgte der Junker dem Rate des Berggeistes. „Schau empor," sagte dieser, „siehst Du dort oben den Reiher Kreise ziehen? Lege an und ziele auf die Feder an seinem Kopfe. Nie wird dieser Pfeil sein Ziel verfehlen!"
Einen Augenblick darauf schwirrte der Pfeil durch die Luft. Die Feder flog vom Kopfe des Reihers, und der Zauberer stürzte in Menschengestalt, sich überschlagend, zur Erde. Mit Donnergetöse barst die Erde, und ein Feuerschlund nahm ihn auf.
„Den traf die verdiente Strafe," sprach der Bergalte. „Dich aber führe ich zu Herta." So schritten sie in den sich öffnenden Felsen hinein, wo der Junker seine Braut und auch Gerwin wiederfand, der bei dem Donnergetöse, als die Hölle den Zauberer verschlang, aus seiner Erstarrung erwacht war.
Gerwin büßte als Einsiedler seine Schuld. Gero führte bald darauf, vom Bergalten reich beschenkt, seine Braut als Gattin auf seine Burg.

Das steinerne Kreuz zu Grevenstein

Seit uralten Zeiten befand sich in der altersgrauen Kirche zu Grevenstein eine aus Stein gehauene Kreuzigungsgruppe, die von Kranken als Stätte, wo Gott manche Heilungen vollbracht habe, viel und gerne besucht wurde. Zu beiden Seiten hingen Krücken und Weihgeschenke. Heute befindet sich das steinerne Kreuz im Innern über dem Haupteingang der Kirche.
Als Pfarrer Montanus in Grevenstein Seelsorger war, ließ er das von seinem Vorgänger in eine benachbarte Kapelle übertragene Kreuzbild wieder in die Pfarrkirche überführen und vor dem Chore aufstellen, wo es von allen Gläubigen gesehen werden könne. Er pflegte vor diesem Bilde oft und gern zu beten, wie er dessen Verehrung auch auf jede Weise förderte. Während er nun einmal vor dem Kreuzbilde kniete und betete, indem seine Augen auf dem Antlitze des Heilandes ruhten, sah er, wie dieses sich zu ihm herniederwandte. Voll Staunen fragte Montanus den Gekreuzigten, was er von ihm begehre und vernahm nun geheimnisvolle Worte, die er nie einem Menschen mitteilte. Lange verweilte er vor dem Kreuzbilde, das dann seine ursprüngliche Form wieder annahm.
Seit jener Zeit ist die Verehrung für das altehrwürdige Heiligtum zu Grevenstein lebendig geblieben bis auf den heutigen Tag.

Graf Heinrich von Arnsberg

Die Arnsberger Grafen zählten im Mittelalter zu den mächtigsten Deutschlands. Selbst Kaiser Barbarossa und Heinrich der Löwe schätzten die Freundschaft des Grafen Heinrich von Arnsberg. Seine Lande dehnten sich weithin an der Ruhr aus, während er selbst auf dem festen Schlosse zu Arnsberg, einem der schönsten Westfalens, hauste.
Sein jüngerer Bruder Heinrich verlangte mit gutem Recht die Grafschaft Rietberg. Doch das verdroß den älteren Heinrich gar sehr, und er faßte den Entschluß, sich seines lästigen Nebenbuhlers zu entledigen.
Heute noch sieht man unter den Ruinen des zerstörten Arnsberger Schlosses die Gewölbe des dumpfen, feuchten Kerkers, in dem der jüngere Heinrich unschuldig darbte und litt, bis er eines Tages im Elende starb. Doch der Geist der Rache stieg aus dem dunklen Ge-



wölbe empor und heftete sich an die Fersen des grausamen Heinrich, der von da an keine Ruhe mehr fand.
Aber auch die Mächtigen des Reiches wandten sich ob der grausamen Tat vom Arnsberger Grafen ab, sobald die Kunde des Brudermordes ruchbar wurde. Ja, ein gewaltiges Heer unter der Führung des Erzbischofs von Köln belagerte das ragende Schloß Arnsberg, aus dem sich Graf Heinrich nur mit knapper Not durch einen geheimen unterirdischen Gang zu retten vermochte. Die ganze Burg fiel der Zerstörungswut der Belagerer anheim, sodaß kein Stein auf dem anderen blieb.
Der Brudermörder irrte seitdem wie ein gehetztes Wild, von den Rächern seines Bruders und seinem eigenen bösen Gewissen verfolgt, durch Wälder und Lande. Wie eine Zentnerlast lag seine Schuld auf ihm und verleidete ihm sein armseliges Leben.

Da ging er reumütig in sich. Und eines Tages sah man einen gebeugten, elenden Menschen vor den mächtigen Kölner Erzbischof treten und ihm seine schwere Schuld bekennen und reumütig um Verzeihung bitten. Wer hätte in ihm den stolzen Arnsberger Grafen wiedererkannt? Voll Rührung hob der Erzbischof ihn auf verzieh ihm seine schwere Schuld. Ja, er setzte ihn sogar in seine alten Rechte und Ehren wieder ein.
So kehrte Graf Heinrich nach Arnsberg zurück, erbaute das Schloß wieder und führte ein stilles Leben. Ergötzte er sich vordem am Wald und Waidmannswerk, so saß er jetzt still im Erker, schaute über die schöne Ruhrlandschaft hinaus und dachte mit Grauen an sein Verbrechen. Und eines Tages sprang er auf und eilte hinaus. Und bald hallte Fels und Wald wieder von Steinbrechern und Waldarbeitern, und es entstand die Prämonstratenser-Abtei Wedinghausen. Er selbst trat als Laienbruder in das Kloster ein und führte in stiller Abgeschiedenheit ein heiligmäßiges Leben.

Die lederne Brücke zu Arnsberg

Während auf dem Schloßberge zu Arnsberg die Burg der Arnsberger Grafen sich erhob, ragte jenseits der Ruhr auf dem Rüdenberge das stolze Schloß der Rüdenberger empor. In ihm hauste zu Anfang des

dreizehnten Jahrhunderts der mit dem Arnsberger Grafen eng befreundete Konrad von Rüdenberg. Des Rüdenbergers Tochter war dem Sohne des Grafen von Arnsberg verlobt.
An einem späten Abend kehrte einst Konrad von Rüdenberg von einer wilden Jagd heim. Rabenschwarz lag das Dunkel auf dem Walde, durch den die Meute kläffend strich. Da trat mitten im Walde ein unheimlicher Fremdling im Jagdgewande Konrad in den Weg. Wohin der Waldweg führe, fragte der Fremde. Ihm sei hier Wald und Weg unbekannt. „Nun so kommt mit mir auf mein Schloß," sagte Konrad, „bis ich Euch bei Tage auf die richtige Fährte bringe." So stiegen sie denn hinauf, und der mit duftendem Weine gefüllte Becher kreiste in fröhlicher Runde.
Doch als die Mitternacht herabstieg, sprang der düstere Jäger auf, dankte dem freundlichen Gastgeber und sprach: „Wohlan, meine Stunde ist da. Auch in der Hölle schätzt man die Gastfreundschaft!" Starr saßen alle und schauten dem Fremdling nach, der dröhnenden Schrittes die Halle verließ. Auf allen lag es wie ein drückender Alp.
Nicht lange währte es und die Rüdenburg sah feindliche Scharen wider sich im Anmarsch. Ein mächtiges Heer belagerte die Feste, die sich trotz aller Gegenwehr kaum zu halten vermochte. Leider weilte der Arnsberger Graf mit seinem Sohne nicht daheim, sonst wäre er zu Hilfe geeilt. So beschloß denn Konrad von Rüdenberg in der Stunde höchster Not, seine Tochter zu töten, um sie nicht wilden Feinden preiszugeben. Noch lag die Nacht auf Burg und Berg.
Doch was war das? Krochen da nicht die Feinde durch das Innere des Berges in das Schloß empor? Man hörte ein Keuchen und Klopfen, ein Hämmern und Pochen, und über der Ruhr bis zum Schloßberg drüben glommen wohl tausend seltsame Lichtlein. Staunend und fragend schauten alle in die Nacht hinaus.
Und wie die frühe Morgensonne emporstieg, spannte sich eine luftige, lederne Brücke, von Zwergenhand erbaut, vom Rüdenberg zum Schloßberg hinüber. Zagend wagen sich Konrad und seine Tochter, hinter ihnen die ganze Besatzung der Rüdenburg, hinauf und gelangen so glücklich zum Arnsberger Schlosse.
Rasend vor Wut eilte der Feind, nachdem er die Tore erbrochen, ihnen auf der ledernen Brücke nach. Doch kaum hatte er die Mitte erreicht, da klang ein gewaltiges Krachen, untermischt von höllischem Hohngelächter, und von der berstenden Brücke stürzt der Feind aus schwindelnder Höhe in die gähnende Tiefe. So ward Graf Konrad die Gastfreundschaft reichlich belohnt.

Der betrogene Teufel

Zu Arnsberg lebte im 12. Jahrhundert ein frommer Mönch namens Hermann, der auch der berühmten Klausnerin Bertradis zu Volmarstein manch heilsamen Rat gegeben. Der Teufel, der sich gar gern in einen Engel des Lichtes verwandelt, versuchte einmal den abgetöteten Mönch zur Gaumenlust zu verleiten, wie Mönch Gottschalk von Volmarstein einst dem Cäsarius von Heisterbach erzählte.
Eines Tages erschien bei Mönch Hermann ein ihm gutbekannter Mann und bot ihm in der liebenswürdigsten Weise eine Schüssel wohlschmeckender Fische an. Da es jedoch noch früh am Tage war, bat der den Mann, die Fische für das Mittagsmahl hinzustellen. Dann oblag Hermann dem gewohnten Gebete. Ehe er nun zu Mittag aß, segnete er die Speisen, und als er dann die Schüssel mit den vermeintlichen Speisen öffnete, siehe da lag statt der Fische nur Pferdedünger auf der Schüssel. So mißlang dem listigen Teufel sein plumper Betrug.

Der Knüppelhund zu Arnsberg

In den heiligen zwölf Nächten, wenn der Sturmwind um Haus und Hof wimmert und weint, braust die wilde Jagd durch das hohe Sauerland. Voran Wodan auf seinem geflügelten Roß mit seiner Gattin Frau Holle, hinter ihnen das wilde Heer mit der kläffenden Meute. In Arnsberg läßt der Führer der wilden Jagd einen seiner Hunde mit tellergroßen Augen, die Feuer und Funken sprühen, zurück zur Bewachung des bei der Wodaneiche vergrabenen Schatzes.
Schon mancher sah den grauhaarigen Hund in diesen zwölf Nächten mit einem klappernden Knüppel am Halse die schmale Helle zu Arnsberg auf und ablaufen, unterhalb des Tempels dreimal um der Wodanseiche Platz. Wer es dann vermag und versteht, ihn zu erhaschen und dreimal das grauhaarige Fell vom Schweife zum Kopfe zu streicheln, der besitzt Gewalt über den häßlichen Hund, dem muß er den kostbaren Schatz überlassen.
So jagt das Tier in den finsteren Nächten immerfort hinauf bis Wiggenscheid, der den Heiden ehedem geweihten Stätte, und hinab durch die Helle, bis in der letzten der heiligen Zwölfe beim Vorbeizug des brausenden wilden Heeres Wodans Ruf durch Wind und

Wetter ertönt: „Äulke, wilte met?“ Dann schwingt sich der Knüppelhund in die Lüfte empor und jagt mit der Meute davon, bis er zur nächsten Wintersonnenwende mit Wodan in wütendem Heere nach Arnsberg zurückkehrt.

Der blaue Stein zu Arnsberg

An dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden schlichten, aber doch in vornehmen Bauformen errichteten Rathause zu Arnsberg sieht man hinter einem zierlichen Eisengitter ein andächtiges Marienbild in eine Mauernische eingelassen. Unter dem Bilde befindet sich ein Schieferstein, der sogenannte blaue Stein, auf dem die zum Tode Hinausgeführten zum letztenmal knien durften.
Andere aber erzählen, daß dieser Stein vor Jahrhunderten außerhalb Arnsbergs an der Stätte sich befunden habe, wo man zur Zeit des unseligen Hexenwahns die als Hexen zum Tode Verurteilten hingerichtet habe. Auf dem blauen Stein erhielten sie den von der furchtbaren Marter erlösenden Todesstoß. Als jene abergläubische Zeit vorüber, brachte man den Marterstein in die Stadt und brachte ihn füglich unter dem Marienbilde am Rathause an. Von vielem Leid und bitterer Todesnot kann er auch heute noch erzählen.

Gertrud von Plettenberg

Kurz vor dem 30jährigen Kriege schon lag großes Unheil auf dem Herzogtum Westfalen. Spanische Meuterer und holländische Söldner durchzogen das Land, plünderten und brandschatzten. Der Kölner Kurfürst Ernst aber lebte auf dem stattlichen Arnsberger Schlosse mit seinem Sohne Wilhelm in Freude und Lust.
Des Wilhelm Mutter, Gertrud von Plettenberg, stand in den westfälischen Schlössern des Kurfürsten dem ausgedehnten Hauswesen mit Umsicht und Klugheit vor. Mit dem großen Schlüsselbunde am Gürtel schritt sie unermüdlich durch Flure und Kammern, allüberall ordnend und sorgend. Fürsten und Grafen, Ritter und Räte, entboten ihr Hochachtung und Verehrung.
Aus Gunst und Gewogenheit erbaute ihr Kurfürst Ernst um das Jahr 1600 den burgähnlichen Landsberger Hof an der Arnsberger Stadt-

mauer, der heute noch von stolzen alten Zeiten erzählt. Ein unterirdischer Gang verband ihn mit dem Schlosse. Hier schaltete und waltete Jungfer Gertrud, und mit klirrenden Schlüsseln durchschritt sie die prunkvollen Gemächer.
Des üppigen, sündhaften Lebens überdrüssig, begab sie sich in das Schloß Brühl, um hier in stiller Einsamkeit dem Gebete und der Buße obzuliegen. Und hier ereilte sie 1608 ein gewaltsamer Tod. Es war die schwarze Nacht, als das geschah.
Zu gleicher Stunde aber trat aus dem unterirdischen Gang auf Schloß Arnsberg ihr bleicher Schatten mit Laterne und klirrendem Schlüsselbund vor den erbebenden Kurfürsten. Und seit jener unseligen Tat stieg Gertrud regelmäßig aus dem herrlichen Gemälde in einem stillen Saale des Landsberger Hofes, solange das Bild dort hing, und durchschritt wie ehedem Flure und Kammern. Und bis zu dieser Stunde kann man bisweilen den lieblichen Schatten vorbeihuschen sehen und die Schlüssel an ihrem Gürtel klirren hören.

Die Nonnenkuhle bei Arnsberg

Zu Rumbeck ragte seit dem 12. Jahrhundert ein einsames Kloster der Prämonstratenserinnen, das im 30jährigen Kriege von wilden Kriegsvolk gefährdet war. Doch ehe der Überfall geschah, flüchteten die geängstigten Schwestern in eine walddichte Bergschlucht bei Arnsberg. Von hier stiegen ihre Gebete und Gesänge um Hilfe zum Himmel empor, bis das fremde Raubgesindel sich verzogen. Wohl kehrten die Nonnen in ihr Kloster zurück, aber noch heute kann man in der Nonnenkuhle im leisen Säuseln des Windes ihre lieblichen Lieder vernehmen.

Die schwarze Hand zu Wedinghausen

In der Prämonstratenser-Abtei Wedinghausen bei Arnsberg lebte um das Jahr 1190 still und zurückgezoen, nur dem Gebete, der Wissenschaft und dem Abschreiben guter Bücher ergeben, der Mönch Richard, der aus England stammte. Weil die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, galten die mit der Hand geschriebenen Bücher als ein kostbares Besitztum, und gerade die Mönche betrachteten das

Abschreiben guter Bücher als ihren besonderen Beruf. Nur durch sie sind uns viele Meisterwerke von Gelehrten alter Zeit erhalten geblieben. Als Mönch Richard starb, hinterließ er viele sorgsam und zierlich fein geschriebene Bücher.
Zwanzig Jahr nach seinem gottseligen Tode ward das Grab Richards geöffnet. Der verweste Körper zerfiel zu Staub, die rechte Hand aber, mit der er so manches segenspendende Buch geschrieben, lag lebensfrisch und wohlbehalten neben dem vermoderten Leichnam, als sei sie eben erst von einem lebenden Körper abgeschnitten worden.
Durch Jahrhunderte bewahrte und verehrte man mit Hochachtung und Sorge die unversehrte Hand, bis sie im Jahre 1583 mit den übrigen Reliquien Wedinghausens durch die Söldner des Gebhard von Truchseß verschwand. Doch fand man sie im Jahre 1714 beim Niederreißen eines alten Totenhauses wieder. Zwar durfte sie seitdem, weil man nicht sicher war, ob es die Hand des Mönchs Richard war, infolge einer Bestimmung vom Jahre 1718 nicht mehr als Reliquie verehrt werden. Wohl aber hat sie der Geschichtsschreiber des Sauerlandes, Johann Suibert Seibertz, noch im Dezember 1864 im Reliquienschatze der Abtei Wedinghausen im gleichen unversehrten Zustande gesehen.

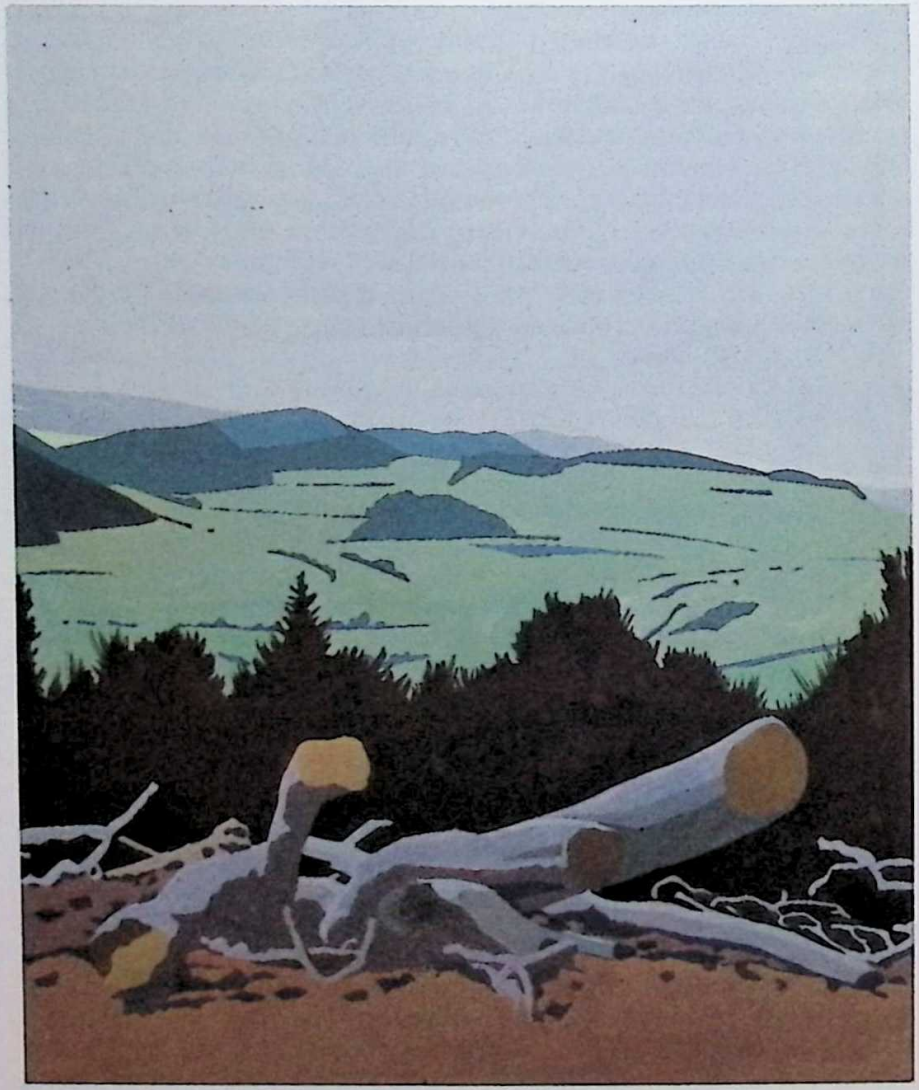
Der Einsiedler zu den Rodentelgen

Zu Bruchhausen im Kreise Arnsberg steht ein altes, zur Pfarrei Hüsten gehörendes Kapellchen, das 1464 durch eine Ruhrüberschwemmung zerstört, aber im gleichen Jahre wieder aufgebaut wurde. Bei ansteckenden Krankheiten, vor allem dem roten Weh (der Ruhr), pilgerte man gern zu diesem kleinen Heiligtum. Neben der Kapelle stand nachweislich schon vor dem Jahre 1484 eine Klause, an die die Sage folgende Erzählung knüpft:
Ein benachbarter Ritter kehrte glücklich von einem Kreuzzuge zur Burg seiner Väter zurück, wo ihn seine getreue Gattin voll Freude empfing. Doch die listige Tücke des ruchlosen Burgvogts gönnte ihm lautere Familienfreude nicht und tuschelte dem Heimgekehrten zu, seine Gemahlin habe ihm die Treue nicht gehalten, da er selber sie erfolgreich in Versuchung geführt. Da entflammte der Zorn des Ritters. Er riß sein schlachtgewohntes Schwert aus der Scheide und stieß es zuerst in der unschuldigen Gattin Brust und dann in das ruchlose

Herz des Vogtes. Beim Anblick des in unsinniger Wut vergossenen Blutes überkam ihn eine fürchterliche Ernüchterung, und er beschloß, harte Sühne zu leisten.
Von der Stunde an trieb das anklagende Gewissen den sonst so furchtlosen Ritter von Ort zu Ort. Nirgendwo fand er eine Ruhestatt. Da flüchtete er wie ein Schwerkranker zur Klause am Rodentelgen, wo er den Wald rodete und die Kapelle zur Büßerin Magdalena erbaute. Hier betete und büßte er und beschloß, sein Leben hier zu beenden. Er pflanzte eine heute noch grünende Linde und schaufelte in ihrem Schatten sein eigenes Grab. Als er dann mit Gott versöhnt aus dem Leben schied, legte man ihn in diese Gruft und setzte ein schlichtes Kreuz auf den Hügel, unter dem des reumütigen Ritters und späteren Klausners Gebeine ruhten.

Das rote Kreuz zu Niedereimer

Im Felde bei dem Dorfe Niedereimer steht ein uraltes verwittertes Steinkreuz. An dieser Stelle lauerte einst ein Ritter seinem einzigen Bruder auf und ermordete ihn meuchlings, um im alleinigen Besitz der Erbgüter zu bleiben. Vergebens bat und beschwor ihn der Überfallene, er solle der furchtbaren Sünde gedenken, die er durch seinen Tod begehe, vergebens versprach er, auf alle Rechte und Reichtümer zu verzichten. Kaltblütig stieß er ihm am Kreuze nieder, daß das Herzblut des einzigen Bruders am Steine niederrann.
Doch das Kainszeichen brannte von jetzt an auf seiner Stirne. Untätig irrte er durch die Lande und fand weder Rast noch Ruhe. Eines Tages fand man auch ihn irgendwo ermordet auf.
Seitdem ist der Brudermörder schon oft um Mitternacht an dem Steinkreuz gesehen worden. Wanderer, die des Weges schritten, erblickten im Mondenschein eine von schwarzem Mantel umwehte Gestalt hoch zu Roß zum Kreuze sprengen. Nicht vernahmen sie dröhnenden Hufschlag oder Waffengeklirr. Leise wie der Nachtwind strich der unheimliche Reiter über die Straße an dem Wanderer vorbei, der erschrocken den Fuß hemmte. Aber wie leises Klagen und Weinen tönte es vom Kreuze her, wo die düstere Erscheinung sich am Boden wie ein Häuflein Elend zusammenballte. Es ist, als ob der Ritter sich vor dem Kreuze niederwirft.
Und dann rinnen rote Blutstropfen am Steinkreuze nieder, und der



Ritter schaut bleichen Antlitzes darauf. Ein Wanken und Zittern durchzuckt seinen Körper, den geisterhaften, gespenstischen. Die Knochenhände recken sich nach dem Kreuze aus und fahren daran herunter, als ob sie die Blutstropfen abwischen wollten. Und dann zieht der Ritter die Hände zurück und betrachtet sie, die von Blutstropfen triefen, mit Grauen und Entsetzen. Und wieder kauert sich die dunkle Gestalt zusammen, wieder vernimmt man ein ängstliches Stöhnen.
Auf einmal naht ein anderer dunkler Schatten, der an dem Steinkreuz langsam vorüberzieht. Vor dem dunklen Schatten am Fuße des Kreuzes macht er eine Zeitlang halt, und man sieht, wie das fahle Antlitz des ermordeten Bruders voll unsäglicher Trauer sich dem entsetzten Auge seines Mörders zuwendet. Immer mehr ballt dessen düstere Gestalt sich zusammen, und wenn vom Kirchturm der letzte Schlag der zwölften Stunde verklungen ist, zerstieben beide Schatten stöhnend und klagend im Nachtwind.

Der Ursprung des Geschlechtes von Fürstenberg

Nördlich der Stadt Neheim, wo die Möhne in die Ruhr mündet, erhebt sich der ehedem von einer Burg gekrönte Berg, die Richters Koppe. Gewaltige Riesen hausten auf der Burg und beunruhigten ständig Stadt und Gegend. Wohl zog man in Wehr und Waffen mehr als einmal gegen die Burg, aber die gewaltigen Mauern trotzten jedem Ansturm. Die längste Belagerung vermochte die Riesen und ihre Burg nicht zu bezwingen, da ein tiefer, tiefer Brunnen ihnen reichlich Wasser spendete. Endlich aber befreite ein schlichter Hirtenknabe des heute noch bestehenden Rittergutes Füchten, das man von der Bahn bei Neheim erblicken kann, das Land von dieser großen Plage. Eines Tages entdeckte er unter dichtbeschatteten Felsen eine kleine Quelle. Als er weiter nach ihr grub, erweiterte sich plötzlich der Quell zu einem rauschenden Bach. Und siehe da! Seitdem verlor der Brunnen auf Richters Koppe sein Wasser. Da beschlossen die Riesen, ihr festes Schloß zu verlassen und sich eine andere Heimstätte zu suchen. Alle ihre Kostbarkeiten, auch eine goldene Wiege warfen sie in den Brunnen und schütteten diesen mit Erde zu. Düster und schweigend schritt die Schar Riesen hinab von ihrem Felsennest, auf

dem sie Jahrhunderte gehaust, hinab ins Tal. Unerschrocken stand der kecke Hirtenknabe, der die Ursache ihres Mißgeschickes war, am Wegrande und schaute ihnen kühn ins Angesicht. Da trat der Führer der Riesen, erstaunt ob dieser Furchtlosigkeit, an den Knaben heran, faßte ihn mit der Rechten, an der er einen blauen Handschuh trug, rüttelte ihn und sprach: „Weil Du ein so mutiger Geselle bist, sollst Du von nun an der Fürst dieses Berges sein!" So ward der Hirtenknabe zum Stammherrn eines alten Adelsgeschlechts, das einen blauen Handschuh im Wappen führte. Mag die Riesenburg längst zerfallen sein, das Geschlecht derer von Fürstenberg blüht heute noch.

Die weiße Frau zu Herdringen

In dem stolzen, dem altadeligen Geschlechte von Fürstenberg gehörenden Schlosse Herdringen ward ein wichtiges Ereignis in der hohen Familie den Bewohnern stets vorher kundgetan. Vor allem sah man bisweilen ein kleines graues Männlein geschäftig in den weiten Gängen hin und her eilen. Keiner wußte, woher es kam und wohin es ging, bald aber wußte jeder, daß es der kleine, emsige Hochzeiter war. Bald nach seinem Erscheinen ward nämlich eine glanzvolle Hochzeit von irgend einem Mitgliede der Familie gehalten. Und so ward das graue Männlein stets gern gesehen. Bisweilen aber schwebte eine weiße, blasse Frau durch Gemächer und Flure, bei Tage und bei Nacht, und alles frohe Leben verstummte im Schlosse. Scheu schlich das Gesinde umher. Kaum hatte jemand die weiße Frau gesehen, so raunte er es schon dem andern zu. Die adelige Familie aber erschrack; denn sie wußte, daß nun für eines ihrer Mitglieder die letzte Stunde geschlagen habe. Es währte dann nicht lange, und die Trauerbotschaft traf ein. Man sah die weiße Frau nicht wieder, bis sie von neuem kam, Unheil zu verkünden.

Der wilde Reiter zu Oelinghausen

Der abgesetzte Erzbischof und Kurfürst von Köln, Gebhard von Truchseß, brachte viel Unglück über das dem Kölner Sprengel zugehörende Herzogtum Westfalen. Mit wilden Söldnerscharen durchzog

er das Sauerland, plünderte Kirchen und Klöster, um aus den geweihten silbernen und goldenen Gefäßen das stets mangelnde Geld herzustellen, und hauste in den heiligen Hallen wie ein Heide.
Um das Jahr 1583 überfiel eine übermütige Horde des Erzbischofs gegen Abend das stille Schwesternkloster zu Oelinghausen bei Herdringen. Man wollte sich bei den Nonnen gütlich tun und sie zwingen, Speisen und Wein in reichem Maße für die freche Mannschaft aufzutischen. Die erschreckten Nonnen wichen nur dem rohen Zwange. Als aber dann der Verwegendste, ein Reiterhauptmann, eine der Ordensschwestern mit frechen Worten zum Tanze zwingen wollte, wehrte diese entschieden ab. Der vom Weingenuß Berauschte erboste ob des Widerstandes der Ordensfrau so sehr, daß er ihr sein Messer tief in die Seite stieß. Ein Blutstrom schoß hervor und sterbend sank die Märtyrerin ihm zu Füßen. Beim Fallen lockerte sich der Schleier um das Haupt der Sterbenden, und mit Entsetzen erkannte der Frevler in der Erstochenen seine eigene leibliche Schwester.
Voll Schauer stierte er in das brechende Auge, und um ganz sicher zu gehen, daß es seine Schwester sei, riß er ihr das weiße, weite Ordenskleid hinweg. Da erkannte er sie voll und ganz; Grausen packte ihn und trieb ihn, mit dem Mantel der Schwester im Arm, hinaus. Flüchten wollte er vor dem Ort seines Frevels. Da sah er einen Bauern mit dem Pferde nach Hause ziehen. Er stürmte auf ihn zu, um ihm die Zügel zu entreißen, und als er sich wehrte, schlug er ihn mit dem Schwerte nieder, schwang sich auf das Roß und eilte in die Nacht hinaus.
Seitdem jagt der unheimliche Reitersmann im weißen, wallenden Nonnenkleid durch Nacht und Nebel, wie der ewige Jude nicht Ruhe und Rast findet ob seiner Freveltat.

Des Sängers Fluch

Zur Zeit der Minnesänger lebte auf einer Burg im Arnsberger Lande, man sagt, es sei Burg Hachen gewesen, ein Ritter, der sein sittsam erblühendes Töchterlein unter der Hut edler Frauen in der Kemenate hegte. Es lernte und liebte Sage und Sang und lauschte gern dem Klange traulicher Volkslieder. Seiner wohlklingenden Stimme erfreute sich der kampferprobte Vater, wenn er am fröhlich flackernden Kaminfeuer saß.

Von Zeit zu Zeit stieg zu dieser Burg ein fahrender Sänger empor. Es ward ihm gestattet, vor dem reisigen Volke im Hofe, aber auch vor den Frauen in der Halle oder dem Ritter im Saale zu singen. Er verstand es gar meisterlich, die Saiten seiner Harfe zu schlagen und mit selbst erfundenen Liedern sie zu begleiten. Bald klang sein Sang wie das Säuseln des Frühlingswindes, bald wie das Brausen des Sturmes in den heiligen zwölf Nächten, bald wie das zarte, silberhelle Gemurmel des Bergquells, bald wie das Tosen des brandenden Meeres. Hingerissen lauschten ihm die Bewohner der Burg, und manch freundlich Wort und dankbarer Blick belohnte seinen herrlichen Sang.
Vor allem des lieblichen Ritterfräuleins Herz ward tiefergriffen von der Kunst des armen Gesellen. Des Mägdleins Wangen färbten sich purpurrot, wenn seine zarten Lieder sich schmeichelnd in ihre Seele schlichen, sie erblaßten, wenn er des Krieges blutige Farben malte. Eine zarte Neigung spann goldene Fäden der Liebe von ihrem Herzen zu dem des kunstsinnigen Jünglings. Jedesmal, wenn der Lenz mit Lust und Liedern erschien, erschien auch der fahrende Sänger in der Burg. Und wenn er in der Halle sang, saß auch eine Nachtigall im nahen Gebüsch und antwortete in langgezogenen süßen Tönen seinen Melodien.
Da gewahrte eines Tages der gestrenge Ritter das zarte Seelenverhältnis seiner Tochter zu dem blondlockigen Sänger. Ein aufgefangener Blick verriet es ihm. Sogleich verwies er für immer dem Jüngling die Burg. Der schritt erhobenen Hauptes hinaus. Aber als das schwere Tor sich auf ewig hinter ihm schloß, erhob er seine Harfe und ein furchtbarer Fluch entquoll seinen Lippen. Nie solle auch nur eines Vogels Sang der Burg Bewohner ergötzen. Seit jener Stunde ward nie wieder einer Nachtigall Gesang in jener Gegend gehört bis auf den heutigen Tag.

Die Bluttannen bei Wennigloh

Schaut man vom hochgelegenen Hövel weit hinaus über die Berge bis dorthin, wo Wennigloh am Berghang sich friedlich bettet, so sieht man auf einer Höhe eine mächtige, schlanke Tanne einsam zum Himmel ragen und daneben eine, die verkrüppelt und verwachsen sich bemüht, ihrer Schwester gleichzukommen. Die beiden Tannen führen

im Volksmunde den Namen Bluttannen und zwar von altersher. Ein junger Mann, der auf einem benachbarten Rittergute als Kutscher diente, ging einst mit seiner braven Braut an der Stelle, wo heute die hohe Tanne sich reckt, im tiefen Walde spazieren. Da packte ihn plötzlich die blinde, wilde Leidenschaft, und er versuchte, seine fromme Braut zu verführen. Doch standhaft widersetzte sie sich seinen Zumutungen und redete ihm zu, den Einflüsterungen des Bösen kein Gehör zu schenken. Das klang dem schlimmen Menschen wie bitterer Hohn; denn er hatte nicht gelernt, seinen Neigungen zu widerstehen. So bestand er denn auf seinen bösen Wünschen und verhärtete sein Herz gegenüber den Bitten und Tränen seiner unschuldigen Braut. Als er aber erkannte, daß das Mädchen nicht nachgeben würde, zückte er sein Messer und stieß es seinem Opfer in die Brust. Den Leichnam verscharrte er in der Nähe.
Entsetzt floh der Unglückliche die Stätte seiner Schandtat. Allein immer wieder trieb ihn die Seelenangst zurück an den Ort, wo er den letzten qualvollen Aufschrei seiner Braut vernommen. Er glaubte nicht mehr leben zu können. Zum Andenken an die ruchlose Tat aber wollte er zwei Tannen pflanzen, die eine, die die Zeichen seines Namens, die andere die die seiner beklagenswerten Verlobten tragen sollte. Sorgsam pflanzte er beide ein und bald darauf ward er ergriffen und zum Tode verurteilt. Er litt willig zu Arnsberg die Strafe; ehe er aber den Galgen bestieg, bat er, das selbstgefertigte Lied singen zu dürfen, in dem das ganze namenlose Weh eines reumütigen, aber trostlosen Herzens zum Ausdruck kam und das man heute noch singt. Es ward ihm gewährt, und dann sah er gefaßt dem Tode ins Auge.
Die Tanne mit dem Namen des Mörders wuchs nur kümmerlich heran, während die der Märtyrerin der Unschuld frisch und schlank zum Himmel emporstieg. Erst vor einigen Jahren begann auch die verkümmerte Tanne zu gesunden und rasch emporzuwachsen. Der Volksmund sagte, nun sei der Mörder erlöst. Beide Tannen heißen noch heute die Bluttannen.

Der Jäger zu Endorf

Zu Endorf in der Nähe von Stockum lebte ehedem ein finsterer Jäger, der sich mit Haut und Haar dem Teufel verschrieben hatte. Er wollte um jeden Preis Glück und Erfolg im Leben erringen, und dafür

opferte er seine eigene Seele. Doch genoß er von der Zeit an keine frohe Stunde mehr, so daß ihm jedermann scheu aus dem Wege ging. Vor allem wollte ihm niemand im Walde begegnen.
Für den kostbaren Preis seiner eignen Seele hatte er die Beihilfe des Satans bei seinen Unternehmungen verlangt. Sie ward ihm auch verschiedentlich in der seltsamsten Weise zuteil. Vor allem in der Christnacht zwischen 12 und 1 Uhr, wenn in der Stockumer Pfarrkirche die feierliche Christmette von den Gläubigen zahlreich besucht war, empfing der grimme Jäger daheim zu Endorf den Besuch seines Höllenfreundes.
Mit dem zwölften Glockenschlage trat der Fürst der Finsternis im grünen Jägerwams mit dem federgeschmückten Hütlein durch die verschlossene Türe zu seinem harrenden Freunde. Das Feuer prasselte im Kamin, und alsbald begannen beide, Blei zu schmelzen und mit Menschenblut vermischt in Kugelformen zu gießen. Diese Blutkugeln flogen viele Stunden weit und trafen immer ihr gesuchtes Ziel. So fürchtete man den finsteren Jäger weit und breit, bis auch ihn endlich das schreckliche Schicksal traf, das seine Seele dem Satan überlieferte. Als er aus Grimm gegen seinen Gegner eine seiner Blutkugeln abgeschossen hatte, dieser Gegner sich aber gerade in der Kirche befand, flog die irrende Kugel zurück und traf den Schützen selber. Mit der verderbenbringenden Kugel im Kopfe fand man ihn, dessen Seele der Schwarze heimgeführt.

Das Bild im Ahnensaal zu Haus Füchten

Wo die saftigen Ruhrwiesen hinter Neheim sich in üppigem Grün weithin dehnen, liegt der schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts genannte Landherrensitz Füchten. In behaglicher Breite reckt sich das schmucklose Gebäude mit zahlreichen Fenstern. Nur über dem Eingange mit den schweren Steinstufen ist das Wappen der adeligen, weitverzweigten Familie von Wulff angebracht, das zwei Löwen umkrallen. Jahrhundertelang hauste das Geschlecht auf dem anheimelnden Adelssitz, bis er zu Beginn des 19. Jahrhunderts in das Eigentum der Werler Erbsälzerfamilie von Mellin überging. In dem Ahnensaal hing man die Bilder bedeutender Mitglieder der Mellinschen Familie auf. Bischöfe und Ordensschwestern sind darunter.

Auch der letzte Besitzer der Familie Mellin, Josef von Mellin, zeigte sich würdig seiner edlen Vorfahren. Testamentarisch bestimmte er 1833 sein ganzes Vermögen zur Einrichtung zweier großer Verpflegungsanstalten von armen Kindern, den heute noch blühenden, herrlich gelegenen Anstalten West- und Ostuffeln bei Werl.
Als man die Bilder der ebenso hochherzigen Vorfahren von Mellins im Ahnensaal zu Haus Füchten aufhing, war darunter auch das Porträt eines anderen Werler Erbsälzers, Wilhelm von Benditte, dem keineswegs viel Gutes nachgesagt wurde. Als gestrenger Werler Richter ließ er 1544 dieses sein Bild malen. Seine stechenden, dunklen Augen, die Adlernase, die aufgedunsenen Lippen und das schwarze wirre Haar auf dem Kopfe und im Barte verraten die Wahrheit des über ihn Erzählten. Ohne Rücksicht auf Recht und Wahrheit, auf Alter und Beruf, auf Gott oder den Teufel überantwortete er die Beklagten der hochnotpeinlichen Strafe. Er selbst genoß alle Freuden dieser Welt, bis er eines dunklen Todes starb.
Wie er selber seitdem nimmer Rast noch Ruhe fand, so erging es auch diesem seinem Bilde. Es schien, als ob die edlen Mitglieder der Mellinschen Familie den ungebetenen Gast im Ahnensaal nicht zu dulden gewillt seien. Um Mitternacht vernahm man ein Poltern und Purzeln im Saal, und am anderen Morgen lag das Bild Wilhelm Benditte am Boden. Oftmals hing man es wieder auf, aber immer wieder vernahm man den mitternächtlichen Lärm und fand am frühen Morgen das Bild auf der Erde. Da hat man es aus dem Rahmen entfernt, und seitdem hängt es abseits und verlassen in einer Ecke des Ahnensaals.

Das Heiligtum zu Hellefeld

Zur Zeit, als der heilige Ludger, Abt zu Werden an der Ruhr, in ganz Westfalen durch die Kraft seiner Predigt das Christentum verbreitete, entstand auch in Hüsten ein christliches Gotteshaus mit hohem Turm und weithin schallenden Glocken. Darüber erfreut, schenkten der edle Tancgrim und seine Söhne Hardgrim und Athugrim dem heiligen Abte ihre liegenden Güter zu Hüsten, damit auch die Abteikirche zu Werden fertiggestellt werden könne.
Von allen Seiten und weither strömten die bekehrten Sachsen zum Gotteshause nach Hüsten, wenn die Glocken zum Dienste des Christentums riefen. Die Bewohner Hellefelds jedoch wohnten drei Stun-

den von Hüsten entfernt, und die Hellefelder Höhen schnitten sie von dem Kirchorte ab. Und doch erfüllte sie, die Neubekehrten, lebendiger Glaube, ein glühendes Verlangen nach dem Dienste des wahren Christengottes. So stiegen sie denn jeden Sonntag, sobald die Hüstener Glocken erklangen, die Hellefelder Höhen hinan in der Richtung gen Hüsten. Und siehe da, vor ihren Augen brauten die Nebel auf den Höhen, wogten und wallten, und zeigten ihnen eine zartes, luftig gebautes Gotteshaus. Voll heiligem Schauer traten die Beter ein, knieten nieder und wohnten im Geiste dem Gottesdienste zu Hüsten bei. Die Glocken klangen von fern, und die Morgensonne strahlte durch die Fenster der aus Nebel geformten Kirche, und Gebete und Gesänge stiegen zum Himmel empor.
Kehrten die Gläubigen zurück, so zerrissen die Mauern des Heiligtums. Wieder wogten und wallten die Nebel, stiegen auf und nieder und zerschwammen im Reiche der Lüfte. Von dem Gotteshause war nichts mehr zu sehen, bis am kommenden Sonntage die Gläubigen zu den Höhen zurückkehrten, um zu beten.

Edwina von Arnsberg

Droben auf der Arnsburg leuchten hell die Fenster der Säle, in denen fröhliche Ritter und schmucke Damen bei Spiel und Becherklang beisammensitzen. Draußen liegt schwarze Nacht auf Berg und Wald. Aus der Ferne zieht ein grollendes Gewitter näher und näher. Fahl leuchten die grellen Blitze für Augenblicke durch das unheimliche Dunkel, und wie heiseres Löwengebrüll antwortet der Donner. Doch die zechenden Gäste achteten nicht darob, lachten und scherzten. Vor allem suchte der Festgeber, der Graf von Arnsberg, seine schöne Tochter Edwina zu erheitern, die still und traurig an der Tafel saß.
Durch den vom Sturm durchbrausten Wald reitet ein schwarzer Ritter über die Ruhrbrücke und zur Burg hinauf. Kein Sternlein leuchtet auf seinem Pfade, und den leisen Hufschlag verschlingt das grollende Gewitter. Ritter Wilhelm ist's, der hinaufzieht, sich heimlich seine Braut Edwina zu holen. Nie würde der stolze Graf von Arnsberg sie ihm freiwillig geben.
Und während nicht endender Jubel im Festsaal erscholl, die Gläser klirrten und die Musik rauschte, schlich sich Edwina aus dem Saal und Schloß. An verborgener Stelle trafen sich Edwina und Wilhelm.

Rasch schwang sich das Mädchen vorn auf den Sattel, und hinaus gings in die finstere Nacht.
Der Jungfrau Herz schlägt bange und besorgt; sie kennt zu sehr den grimmen Sinn des strengen Vaters. Des kecken Ritters Worte suchen sie zu beruhigen und zu trösten.
Doch im Saale schweigt mit einemmal Flötenspiel und Paukenschlag. Alles springt erschreckt empor; denn des stolzen Grafen stolze Tochter ist verschwunden. Man durchsucht das ganze Schloß, aber vergebens. Da durchzuckt des Grafen Sinn wie ein greller Blitz der Gedanke: Verwegen hat Ritter Wilhelm sie sich in dieser Nacht weggeholt. Wahnsinnige Wut befällt ihn, und wenige Minuten später jagt er an der Spitze eines Haufens Troßknechte den Flüchtigen nach.
Schon haben Wilhelm und Edwina die Ruhrbrücke erreicht, als sie hinter sich den Hufschlag der Verfolger hören. Angstgequält schreit das Mädchen auf; da umringen die Knechte des Grafen das flüchtige Paar, während der wilde Graf das Schwert wider Wilhelm zückt.
Edwina wirft sich dem Vater zu Füßen und fleht um das Leben des Ritters. Es wird ihr freilich gewährt; schimpflich jagt der Graf den Ritter davon. „Doch Du," ruft er aus, „sollst im finsteren Kerker Dein Leben vertrauern!" Da faßt Verzweiflung den Ritter Wilhelm. Er gibt dem Roß die Sporen, daß es aufbäumend in die Ruhr hinabspringt. Dann reißt auch Edwina sich los und stürzt ihm nach in die wogenden Wasser. Beide verschlingt und vereint das nasse Grab. Seitdem waren Frohsinn und Freude auf der Burg zu Arnsberg verstummt.

Belohnte Treue

Auf dem stolzen Schlosse zu Arnsberg lebte im 13. Jahrhundert das fromme Mündel des Grafen Gottfried II., und mit ihr ward ein Neffe des Grafen, der Junker Heinrich der Schwarze, in Zucht und Frömmigkeit aufgezogen. Sie lebten wie Geschwister miteinander, und als sie heranwuchsen, gelobten sie sich Treue für das ganze Leben.
Doch besaß Junker Heinrich der Schwarze einen grimmigen Feind in dem Schildknappen seines Oheims, dem Ritter Kaspar von Teutenberg, weil er dessen böse Taten seinem Oheim mitgeteilt hatte. Der Schildknappe sann auf finstere Rache dafür.

Als nun Graf Gottfried mit seinem Neffen Heinrich auf einem Kreuzzuge ins Gelobte Land nach der Stadt Askalon kam, suchte eine Türkin namens Fatima den Junker Heinrich seiner Braut Gertrud auf dem Arnsberger Schlosse untreu zu machen. Sie entwendete ihm heimlich eine von seiner Braut gestickte weißseidene Binde und berichtete dem Grafen Gottfried von dem Verhältnis seines Neffen. Der Schildknappe, Kaspar von Teutenburg, der die Türkin aufgestachelt hatte, entfacht nun den Haß des Grafen wider den eigenen Neffen, sodaß dieser vor dem Oheim flüchten muß.

Doch hatte Junker Heinrich der Schwarze einen treuergebenen Freund, den kleinen, klugen Hofnarren seines Oheims, namens Kunz. Der weiß recht gut, daß die Bosheit der Fatima und die Rachsucht des Schildknappen Kaspar alles Unglück für den Junker heraufbeschworen haben. Am Ende des Kreuzzuges kehrt er mit Junker Heinrich nach Arnsberg zurück. Im Gewande eines fremden Pilgers erscheint er auf dem Schlosse und führt den Bräutigam der Braut zu. War das ein gar frohes Wiedersehen!

Bald darauf kommt Graf Gottfried aus dem heiligen Lande nach Arnsberg zurück. Ergrimmt über das Glück seines verhaßten Neffen bemächtigt er sich seiner und wirft ihn in ein dunkles Burgverlies. Hiermit nicht zufrieden, legt er auch den kleinen Hofnarren Kunz und die edle Gertrud in ein finsteres Gewölbe. Zu den körperlichen Schmerzen gesellen sich auch die seelischen. Voll Schadenfreude teilt der boshafte Schildknappe dem gefangenen Narren mit, daß Junker Heinrich durch ihn des Meineides angeklagt sei und aus dem Burgverließ vor das Femegericht gestellt werde. Auch sei Junker Heinrich ein Verräter an der heiligen Christensache geworden, da er mit der Türkin Fatima Freundschaft geschlossen habe. Beweis dafür sei die weißseidene, der Fatima geschenkte Binde.

Da schreit der arme Narr vor Verzweiflung laut auf. Er weiß, daß Junker Heinrich unschuldig ist; er weiß, daß jener seiner Braut die Treue nie gebrochen. Er allein hat auch in treuer Sorge um Junker Heinrich beobachtet, wie Fatima ihm die weiße Binde gestohlen. Nur er vermag, des ist er gewiß, den unglücklichen Junker zu retten.

Von Angst getrieben, sucht er alle Wände seines Kerkers ab. Und siehe da, es findet sich eine schwache Stelle in der Wand, durch die er nach rastloser Anstrengung in den Kerker Gertruds gelangt. Und wieder findet sich eine schlecht vermauerte Stelle, die in einen unterirdischen Gang führt. So entfliehen beide und gelangen zum Landsberger Hof an der Stadtmauer.

Schon tagt das Femegericht vor Morgengrauen am Westabhang der Burg, im Baumhofe. Da sitzt der Freigraf Kurt von Rüdenberg mit der schwarzen Maske vor dem Gesicht, aus der nur ein paar scharfe Augen hervorschauen. Da sitzen neben ihm, gleichfalls maskiert, die Femenoten, und vor ihnen steht ein dicker Stein mit Schwert und Strich darauf. Schon hat der listige Kaspar von Teutenburg durch einen Femenoten die furchtbare Anklage gegen Junker Heinrich den Schwarzen vorgebracht, schon hat er frevelhaft die Hand zum falschen Schwur erhoben, da tritt, wie aus dem Felsboden gewachsen, der kleine Hofnarr Kunz mit der Jungfrau Gertrud vor das heimliche Gericht.

Kaspar von Teutenburg erbleicht wie vor einem Gespenst. Und wie nun der kluge Hofnarr die Anklage wider Kaspar selbst wendet, wie er Beweise für die Unschuld Heinrichs und die schwere Schuld Kaspars vorbringt, da erheben sich die Schöffen, und Freigraf von Rüdenberg spricht das unerwartete Urteil: Junker Heinrich der Schwarze wird freigesprochen, Ritter Kaspar von Teutenburg wegen Meineids zum Tode durch den Strang verurteilt. Er will fliehen, aber Schergenfäuste packen ihn und führen ihn ins Seufzertal, wo er seine schwarze Seele aushaucht.

Ergriffen von dem Ausgang des heimlichen Gerichtes gibt Graf Gottfried seinen Widerstand auf, und Junker Heinrich und Jungfer Gertrud werden ein glückliches Paar.

Quellenangabe

Anders als in Groetekens 2. Auflage, die die Sagen numerierte, sind hier Kurztitel und Seitenzahlen genannt.

Hollenloch, Seite 21. Vgl. Kuhn, A., Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859, 1. Teil, S. 200. – Firmenich, J. M., Germaniens Völkerstimmen, 1. Band, Berlin 1843, S. 334. Wenn H. Schomburg, Auf Schneeschuhen und zu Fuß durchs Sauerland, Berlin-Wilmersdorf 1912, S. 94, erzählt, daß Veleda einen seinem Weibe treuen Jägersmann in die Höhle gelockt und zerschmettert habe, so findet diese Volksüberlieferung eine eigenartige Beleuchtung durch die in letzter Zeit vorgenommenen Ausgrabungen in der Höhle, bei denen sich menschliche Überreste, vor allem an einer Feuerstelle außer andern Menschen- und Tierknochen die Zähne von wenigstens sieben, meist jungen Menschen, ohne jede Feuerspur fanden. Ebenso kam verkohltes Getreide, aber kein Roggen und Hafer, zum Vorschein. Vgl. Dr. Carthaus, Die wissenschaftliche Durchforschung der Veleda-Höhle, Sauerländer Gebirgsbote, 13. Jahrg. S. 264 ff.
Wallenstein, Seite 21. Mündlich aus Calle.
Hollen, Seite 22. Mündlich aus der Umgebung von Meschede.
Hexenstein, Seite 23. Mündlich aus Kuhberg bei Dorlar.
Weiße Jungfrauen, Seite 23. Mündlich aus der Oedinger Gegend, Vgl. Westf. Zeitschrift 1861, S. 335 Anm. 24.
Zauberhose, Seite 24. J. S. Seibertz, Quellen der westfl. Geschichte, I. Band, S. 249. Westf. Zeitschrift, 21. Band S. 315.
Predigtstein, Seite 25. Mündlich aus der Gegend von Serkenrode. Vergl. Der Sauerländer, 1925, Nr. 211 und 217.
Fredeburger Gograf, Seite 25. Mündlich aus der Dorlarer Gegend.
Gograf Vogt, Seite 26. Mündlich aus Niederberndorf.
Hexen zu Osterwald, Seite 26. Mündlich aus Osterwald.
Hollenfelsen b. Bödefeld, Seite 27. Mündlich aus Bödefeld. Die malerische Felspartie ist zweiteilig, sodaß man hindurch und oben darauf gehen kann. Die Schratten sollen durch die Schratten an der Kurbecke, dem Hollenhaus gegenüber, abgezogen sein.
St. Ludger gründet Bödefeld, Seite 28. Vgl. Fritz Brüning, Historische Fernblicke vom Astenberge (Sonderabdruck aus der Westfäl. Zeitschrift, 45. Band 1887), Seite 13, 14, der seine Angaben aus Wenk, Hessische Landesgeschichte, II. Band S. 441 genommen hat.
Die schwarze Hand, Seite 28. Mündlich aus Bödefeld. Die abgeschnittene Hand ist im Jahre 1722 beim Neubau der Bödefelder Pfarrkirche durch Pfarrer Montanus gefunden und hinter dem Hochaltar aufbewahrt worden. Vgl. Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogtums Westfalen, 3. Teil Arnsberg 1864, S. 687 Anm. 30. Seibertz hat die Hand, wie er ebenda, S. 765 Anm. 103, berichtet, zu Bödefeld am 11. Oktober 1832 gesehen. „Sie ist schwarz, unverwest und anscheinend durch ein scharfes Instrument vom Körper getrennt." In demselben Zustande hat sie der Verfasser dieser Zeilen im Herbste 1923 noch gesehen und längere Zeit in der Fredeburger Museumsausstellung gezeigt. Die Nägel auf der zierlichen, weiblichen, rechten Hand, ebenso die Falten an den Knöcheln waren, mit Ausnahme der dunklen Färbung, wie bei einer erst kürzlich Gestorbenen. Nur der Daumen war etwas gelockert, hing aber noch an den Sehnen. Über andere derartige Hände vgl. Wilh Schmidt, Abgehauene rechte Hände; Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1862 Nr. 9 und 10.
Entstehung des Kreuzberges, Seite 29; Kapellenbau, Seite 30; Montanus u. sein Engel, Seite 31; Geisterbeschwörung, Seite 31; Lilie, Seite 32. Mündlich aus Bödefeld und Umgegend. Das Leben des Pfarrers Montanus ist ausführlich durch den Verfasser geschildert in den von ihm herausgegebenen „Fredeburger Heimatblätter" Jahrg. 1924 und 1925.
Stiftung der Abtei Grafschaft, Seite 33. Dr. F. J. Pieler, die Rittersitze des Herzogtums Westfalen, in Blätter zur näheren Kunde Westfalens, XIV. Jahrg., Meschede 1876, S. 59, 60 erwähnt den Bericht von Seibertz, wonach die Sage noch am Ende des 17. Jahrhunderts im Liede gelebt hat.
Krummstab, Seite 33; Riese, Seite 36. Mündlich aus der Umgegend von Grafschaft.
Der alte Enste, Seite 36. Von dem aus Eslohe gebürtigen sauerländischen Dichter Joseph Pape, der als Justizrat in Büren lebte (1831 – 1898). Mitgeteilt von Joh. Dornseiffer, Geschichtliches über Eslohe, Paderborn 1896, S. 17 ff.
Pestkapelle, Seite 38. Mündlich aus Frielinghausen.
Landenbecker sähen Ochsen, Seite 39. Mündlich aus der Umgegend von Landenbeck. Gedruckt im Westf. Schwankbuch von Heinrich Gathmann, Dortmund 1922, S. 35. Vgl. Zeitschrift für rheinisch-westf. Volkskunde 1904 S. 255, 263, 272.
Füllen im Elsternnest, Seite 40. Mündlich aus der Umgegend von Landenbeck. Gathmann, S. 36. Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde im Süderlande, Hagen 1882, S. 34.

Landenbecker verlieren ein Wort, Seite 41. Mündlich aus der Umgegend von Landenbeck, Gathmann, Seite 37. Wie Gathmann zeigt, findet sich die Sage auch in anderen deutschen Gegenden, so in Beckum im Münsterlande, im Saartale, in der Eifel usw.
Königsbauer, Seite 43. Mündlich aus Fredeburg und Holthausen.
Versunkener See, Seite 43. Mündlich von der Sorpe.
Schatzkammer b. Gleidorf, Seite 44. Mündlich aus Gleidorf.
Roter Hagen, Seite 45; Hexe, Seite 46; Reiterin, Seite 46. Mündlich aus Winkhausen.
Gäls Hannes, Seite 47. Mitgeteilt von Studienrat Dr. H. Schauerte.
Schweineglocke, Seite 47; Priestersteg, Seite 48. Mündlich aus Oberkirchen.
Hollen in der Esenbeck, Seite 48. Mündlich aus Oberkirchen.
Glühende Egge, Seite 49. Mündlich aus Rehsiepen.
Altarstein b. Latrop, Seite 50; Heidenstock, Seite 52. Mündlich aus der Umgegend von Schmallenberg.
Ewiger Jäger, Seite 52. Vgl. Römer, Peter, Hageröschen aus dem Herzogtum Westfalen, Paderborn 1892, S. 39, Joh. Pesch, die Sage vom wilden Jäger und dem wütenden Heere im Sauerland, De Suerländer 1923, S. 29 ff.
St. Walburga zu Wormbach, Seite 53. Sömer, S. 247.
Teufel auf der Fredeburg, Seite 53. Mündlich aus Fredeburg.
Spuk auf der Fredeburg, Seite 54. Nach einer Chronik von Wilh. Siepe-Fredeburg.
Teufelsloch, Seite 54. Mündlich aus Fredeburg. Vgl. auch Mescheder Zeitung 1904 Nr. 55.
Madonnenbild im Buchenhagen, Seite 55. Sömer, S. 244.
Götterbrücke, Seite 55. Mündlich aus Fredeburg.
Salzquelle zu Oberhenneborn, Seite 58. Mündlich aus Oberhenneborn und nach einer ergänzenden dichterischen Schilderung von Pfarrer Franz Schlüter - Kirchrarbach († 1871). Vgl. Fredeburger Heimatblätter, 1924 S. 5 ff.
Weißer Mönch in der Rellmecke, Seite 59. Mündlich von der Sorpe.
Pilger von Silbach, Seite 59. Eigenhändige Eintragung von Pfarrer Montanus im Bödefelder Totenbuch zum Jahre 1742.
Mönch u. Teufel, Seite 61. L. Dempewolff - Wormbach in De Suerländer, Bigge, 1923 S. 46.
Teufelsstein b. Saalhausen, Seite 64. Mitgeteilt von H. Gerlach - Saalhausen. Abgedruckt bei Jos. Jakobsmeier, Kurze Geschichte der Pfarrei Saalhausen, Bigge 1921 S. 35.
Engelbertstein, Seite 65; Blutiger Bach, Seite 66. Mündlich aus der Gegend von Oberhundem. Vgl. Fritz Brüning, Historische Fernblicke vom Astenberge. Sonderabdruck aus der Westfälischen Zeitschrift Band 45 S. 30, S. 31.
Ritter Rutger, Seite 66. Cordes, R., Sauerland, Du Träumer und Jakobsmeier, Geschichte der Pfarrei Saalhausen S. 33 ff.
Riesen im Rüsperwald, Seite 68; Wilde Jagd, Seite 68. Brüning, Historische Fernblicke vom Astenberge S. 31.
Schanhollen, Seite 68; Schwarze Hand, Seite 69. Heimat-Blätter des Kreises Olpe. 2. Jahrg. (1924) Nr. 1. Juli.
Lowwerhannes zu Bilstein, Seite 69. Maubach, Hugo, Bilstein in Westfalen, sein Werden und Wachsen. Olpe 1909 S. 11.
Glockenguß zu Attendorn, Seite 70. Die Erzählung vom Attendorner Glockenguß verdanken wir dem Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus", Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, der sie 1672 in dem Büchlein „Das Rathstübel Plutonis Oder Kunst Reich zu werden" veröffentlichte. Da Grimmelshausen als Landsknecht während des 30jährigen Krieges jahrelang in Westfalen, vor allem auch in Lippstadt und Soest weilte, und sicher auch nach Attendorn kam, konnte er die Sage dort erfahren haben. Er gibt ihr die Überschrift: „Geschichts-Erzählungen von einer verwittibten Krämerin Sohn zu Attendorn, und durch was Mittel derselbe zu großen Reichthumb gelangt". Doch gehört auch die Attendorner Sage zu den Wandersagen, wie sie ähnlich von vielen Orten, wie Blankenberg an der Sieg, Honnef, Stieldorf, Aschersleben, Rode und Einum, wo es sich um die 1350 für den Hildesheimer Dom gegossene Glocke handelt, erzählt wird. Vgl. Joh. Pesch, Die Glocke in Geschichte, Sage, Volksglaube und Dichtung. Dülmen o. J. Dichterisch bei Steinbach, Westfälische Sagen S. 62 ff.
Attendorner Kattenfillers, Seite 71. Sömer S. 148.
Bienen als Retter, Seite 72. Mündlich. Ähnlich die Episode bei H. Löns, Werwolf.
Gottesgericht, Seite 72; Heiliges Wasser, Seite 73; Schwedenstein, Seite 73; Versunkene Glocke, Seite 74; Schanhollen, Seite 75; Versunkene Gräfin, Seite 76; Hexe zu Steipingen, Seite 77. Jos. Börsch, Min Draulzen S. 30 nach Kuhn I S. 165.
Krähenpfuhl, Seite 81; Hollenspalte, Seite 82. Sömer S. 42.
Hans v. Voßhagen, Raubschloß, Seite 85. Jugendperlen, Geschichten, Sagen und Legenden aus dem Land der Roten Erde. Von J. Dierkesmann und K. Kamp II S. 68, I. S. 150.
Hüne, Seite 86. Mündlich aus Saalhausen. Veröffentlicht bei Jacobsmeier, Geschichte von Saalhausen.

Dreikönigsbrücke, Seite 87. Jacobsmeier, S. 36. die Jahreszahl 1806/07 über Flucht und Rückkehr der Reliquien ist bei ihm zu berichtigen.
Steinernes Kreuz, Seite 87. Mitgeteilt aus der Umgebung von Altenhundem.
Hollen zu Stelborn, Seite 88. Gedicht von F. J. Pieler. Vgl. Bahlmann, Westfälischer Sagenkranz S. 162.
Jagd Karls d. Gr., Seite 90. Olper Kreisblatt Jahrg. 1907 Nr. 77. Abdruck eines Gedichtes aus dem Kreisblatt 1840. Vgl. auch H. Forck, Geschichte der Stadt Olpe, Olpe 1911 S. 14 f. und Heimat-Blätter des Kreises Olpe 2. Jahrg. (1924) Nr. 3.
Waschweiblein, Seite 91. Heimat-Blätter des Kreises Olpe 2. Jahrg. Nr. 1
Ursprung der Stadt Brilon, Seite 94. Steinbach, Westfälische Sagen S. 78
Till Eulenspiegel, Seite 95. Vgl. Seibertz in den Blättern zur näheren Kunde Westfalens IV (1866) S. 10, 19, 33. Vgl. auch J. Rüther, Geschichtliche Heimatkunde des Kreises Brilon, Bigge, 1920 S. 176.
Glockenborn, Seite 96. Seibertz in den Blättern zur näheren Kunde Westfalens IV (1866) S. 60.
Schloßberg, Seite 97. Weddigen-Hartmann, der Sagenschatz Westfalens S. 194.
Rauchloch, Seite 97. Freiburg in Trutznachtigall, Bigge, 1924, S. 8 f.
Wilder Jäger, Seite 98. De Suerländer 1923 S. 32.
Alte Kirche, Seite 99. Friedr. Trippe, Geschichtliche Nachrichten über die Stadt Medebach und ihre Umgebung. Erfurt 1875 S. 308.
Eresburg, Seite 99. J. W. Fischer, die Eresburg, Ober- und Nieder-Marsberg nebst Umgegend in Gegenwart und Vergangenheit. Paderborn 1889.
Goldener Rosenkranz, Seite 100; Totensang, Seite 101; Nonne, Seite 103; Galgen, Seite 104. Vgl. Christoph Becker, Geschichtliche Nachrichten über die im Briloner Stadtgebiet untergegangenen Dorfschaften und Einzelhöfe. 2. Aufl. Mit der Abhandlung „Die Wallburg auf dem Borberge" von U. Hartmann. Brilon 1908 S. 37. Paul Deimann, der Borberg und seine Sagen. Sauerländ. Gebirgsbote 1914 S. 96 ff.
Judenfriedhof, Seite 106. Mündlich aus Bigge.
Hollen, Seite 106. Freiburg in Trutznachtigall 1924 S. 12.
Nonnenteich, Seite 107. Mündlich aus Madfeld.
Schatz v. Bredelar, Seite 108. Staatsarchiv Darmstadt. Referate ad Serenissimum. Archiv für Mineralogie, Band 7, Berlin 1834 S. 154: „In der Abtei Bredelar wurde ein Pokal aus einem Straußenei gefertigt, aufbewahrt, welcher reichlich mit Goldarbeit verzieret war. Das Gold dazu sollte der Sage nach an der Hoppecke gewonnen sein. Der Becher ist nach der Aufhebung der Klöster in das Museum nach Darmstadt gekommen und wird dort aufbewahrt."
Goldfeuer, Seite 108. Vgl. das gleichnamige Gedicht von Friedr. Wilh. Grimme, Deutsche Weisen, 5. Aufl. S. 299.
Hollenhol, Seite 109. Kuhn, II. Teil. Rüther S. 174.
Zwergenschloß, Seite 110. Mündlich aus Winterberg.
Rache Gottes zu Marsberg, Seite 110. Sömer S. 15.
Nonnenborn, Seite 112. Trippe S. 281. Vgl. auch S. 286 Anm. Trippe meint, eigentlich müsse er Nornenborn heißen, da die drei Nornen oder Schicksalsgöttinnen noch heute im Glauben des Volkes lebten.
Opferhecke, Seite 113. Lohmann, die Opferhecke bei Medebach im Sauerländ. Gebirgsboten 1915 S. 35.
Hünenkeller, Seite 113. Trippe S. 8
Elfen b. Medebach, Seite 113. Mündlich aus der Gegend von Medebach.
St. Severin, Seite 114. Trippe S. 298. In Wirklichkeit entstammt der heilige Severin, Erzbischof von Köln, einer adeligen Familie zu Bordeaux und war in seiner Jugend ein Schüler und Freund des heiligen Martin, Bischofs von Tour. Severin wurde um 365 zum Erzbischof von Köln geweiht und starb um 406. Wie die Sage den heiligen Severin gerade ins innere Sauerland versetzen kann, ist schwer erklärlich. Vielleicht liegt eine Übertragung der Legende vom heiligen Wendelin auf St. Severin vor. Vgl. Ferd. Heitemeyer, die Heiligen Deutschlands, Paderborn 1889 S. 543 ff.
Widekindshardt, Seite 115; Gute Frau, Seite 115; Hünenhammer, Seite 116. Trippe, S. 10, 216, 214.
Zielgenhörnchen, Seite 116. Christoph Becker-Niemann S. 37.
Hollenloch b. Rösebeck, Seite 116. Sömer S. 43. Rüther S. 174.
Königskerze, Seite 117. Mündlich aus der Gegend von Glindfeld. Vgl. auch Franz Predek, Heimland, Arnsberg 1922 S. 96.
Getreuer Ritter, Seite 119. Sömer S. 13. Vgl. J. W. Wolf, Hessische Sagen S. 147, Grimm, Deutsche Sagen S. 537, Graber, Sagen aus Kärnten, wo die Sage dahin erweitert wird, daß die treue Herrin auf Taggenbrunn als Harfnerin verkleidet ins Heilige Land zieht und selbst ihren Gatten aus türkischer Sklaverei befreit.
Geist. v. Müssenberg, Seite 120. U. Steinbach, der Alte vom Müssenberge, ein westfälischer Rübezahl. Heiligenstadt o. J.
Zauberer v. Klusenstein, Seite 122. Jugendperlen II S. 24.

Steinernes Kreuz, Seite 126. Höynck, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Arnsberg S. 326.
Graf Heinrich, Seite 126; Lederne Brücke, Seite 128. Steinbach, Westf. Sagen, Seite 81, 89.
Betrogener Teufel, Seite 130. J. W. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen, Leipzig 1845, S. 435.
Knüppelhund v. Arnsberg, Seite 130. De Suerländer 1923 S. 31.
Blauer Stein, Seite 131. Féaux de Lacroix, Geschichte Arnsbergs, der sich auf die Angaben Benders, Geschichte der Stadt Rüthen beruft.
Gertrud v. Plettenberg, Seite 131. Féaux de Lacroix, Geschichte Arnsberg S. 259 und 261. Ludwig Herbert, Gedichte, Arnsberg 1851 S. 168 ff. Außer dem erwähnten Gemälde der Jungfer Gerdraut mit dem Schlüsselbund am Gürtel befand sich noch ein lebensgroßes Bildnis von ihr mit ihrem Sohne, dem Prinzen Wilhelm, ebenfalls im Landsberger Hofe, das nach dessen Brand am 5. April 1856 in den Besitz des Verlegers Stein zu Arnsberg überging. Die Jungfer Gerdraut ist wahrscheinlich auch durch den Torso auf dem Schoßberge dargestellt. Das Bild des Kurfürsten Ernst von Bayern († 1612) ist das älteste der Bildnisse der Landesherren im Arnsberger Rathaussaale.
Nonnenkuhle b. Arnsberg, Seite 132. Féaux de Lacroix S. 337.
Schwarze Hand, Seite 132. Cäsarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum, übersetzt von A. Kauffmann in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, Köln, 1891, Heft 53 S. 157. Seibertz beschreibt die schwarze Hand zu Wedinghausen nach der Besichtigung am 1. Dezember 1864 also: „Sie ist 7½ Zoll lang, ganz eingetrocknet und mit einer schwarzbraunen Haut überzogen, unter der sich Muskel und Flechsen deutlich auszeichnen. Auf dem Daumen der nach der inneren Seite der Hand hin fast wie zum Schreiben gebogen ist, befindet sich noch der Nagel, der an den Fingern fehlt; das vordere Glied des kleinen Fingers ist abgebrochen. Die Hand ist anscheinend in frischem Fleische an der Handwurzel vom Arme abgeschnitten worden, wie die scharfen Ränder der hervorstehenden Flechsen und der durch das Eintrocknen etwas zurückgebogenen Haut deutlich ergeben. Auf dem Knorpel der Handwurzel sind noch zwei alte Schnitte, die wohl bei jener Operation entstanden, erkennbar und von einigen späteren Abschabungen am Knorpel deutlich zu unterscheiden. In diesem Zustande befand sich die Hand schon vor 140 Jahren." Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogtums Westfalen, 3. Teil, Arnsberg 1864 S. 765. Anm. 103. Vgl. Pieler, Aus der Geschichte von Arnsberg, Arnsberg 1868 S. 56.
Einsiedler, Seite 134. Féaux de Lacroix S. 171. Harbert S. 149.
Rotes Kreuz, Seite 135. Jugendperlen II S. 15, wo sich das Gedicht von A. Steinbach befindet.
Ursprung der Fürstenbergs, Seite 137. Steinbach, Westf. Sagen S. 102.
Weiße Frau, Seite 138. A. Kuhn und W. Schwarz, Norddeutsche Sagen, Leipzig 1848, S. 316.
Wilder Reiter, Seite 138. Vgl. das plattdeutsche Gedicht von Josef Pütter, Trutznachtigall 1922. Heft 3.
Sängers Fluch, Seite 139. Mündlich aus Enkhausen.
Bluttannen b. Wennigloh, Seite 140. Mündlich aus Hövel.
Jäger z. Endorf, Seite 141. Vgl. Blätter zur näheren Kunde Westfalens 1877 S. 26. Mündlich aus Stockum.
Bild im Ahnensaal, Seite 143. Jos. Rössenkemper in Heimatborn, Arnsberg 1924 Nr. 7.
Heiligtum z. Hellefeld, Seite 144. Höynck S. 348 und mündlich aus Hellefeld.
Edwina v. Arnsberg, Seite 146. Harbert S. 129 ff.
Belohnte Treue, Seite 147. Mündlich aus Arnsberg. Heinrich, Edelherr von Arnsberg, zubenannt der Schwarze, wird oft urkundlich genannt, so auch 1213. Nach Seibertz kann kein Zweifel bestehen, daß er ein Sohn des im Kerker umgekommenen Heinrich des Jüngeren war. Das Wappen Heinrichs des Schwarzen: ein aufsteigender zweiköpfiger Adler mit sechs Herzblättern, die an langen Stengeln hinter den Klauen hervorkommen. Seibertz, Urkundenbuch, I. Tafel Nr. 9.

INHALT

	Seite
Verzeichnis der Bilder	4
Vorwort zur Neuerscheinung	7
Vorwort zur ersten Auflage	13
Vorwort zur zweiten Auflage	15
Einleitung	16

Sagen des Kreises Meschede

Das Hollenloch zu Velmede	21
Der Wallenstein bei Calle	21
Die Hollen auf Haus Hellern	22
Der Hexenstein bei Marpe	23
Die weißen Jungfrauen zu Oedingen	23
Die Zauberhose des Obristen von Lintloe	24
Der Predigtstein bei Serkenrode	25
Der Fredeburger Gograf zu Dorlar	25
Gograf Vogt zu Niederberndorf	26
Die Hexen zu Osterwald	26
Die Hollenfelsen bei Bödefeld	27
Wie durch den hl. Liudger der Ort Bödefeld gegründet wurde	28
Die schwarze Hand zu Bödefeld	28
Die Entstehung des Bödefelder Kreuzberges	29
Der Kapellenbau auf dem Bödefelder Kreuzberg	30
Montanus und sein Engel	31
Die Geisterbeschwörung des Pastors Montanus	31
Die Lilie auf dem Grabe	32
Stiftung der Abtei Grafschaft	33
Der Krummstab der Abtei Grafschaft	33
Der Riese auf dem Wilzenberg	36
Der alte Enste	36
Die Pestkapelle bei Eslohe	38
Wie die Landenbecker einen Ochsen gesät haben	39
Das Füllen im Elsternnest	40
Wie die Landenbecker ein Wort verloren hatten	41
Der Königsbauer zu Holthausen	43
Der versunkene See zu Rehsiepen	43
Die Schatzkammer bei Gleidorf	44
Am roten Hagen	45

Die Hexe von Winkhausen 46
Die Reiterin in der Lautmecke 46
Gäls Hannes 47
Die Schweineglocke zu Oberkirchen 47
Der Priestersteg bei Oberkirchen 48
Die Hollen in der Esenbeck 48
Die glühende Egge 49
Der Altarstein bei Latrop 50
Der Heidenstock bei Schmallenberg 52
Der ewige Jäger 52
Die hl. Walburga zu Wormbach 53
Der Teufel auf der Fredeburg 53
Der Spuck auf der Fredeburg 54
Das Teufelsloch bei Fredeburg 54
Das Madonnenbild im Buchhagen bei Fredeburg 55
Die Götterbrücke 55
Die Salzquelle zu Oberhenneborn 58
Der weiße Mönch in der Rellmecke 59
Der Pilger von Silbach 59
Mönch und Teufel 61

Sagen des Kreises Olpe

Der Teufelsstein bei Saalhausen 64
Der Engelbertstein bei Oberhundem 65
Der blutige Bach bei Oberhundem 66
Ritter Rutger vom Totenohl 66
Die Riesen im Rüsperwalde 68
Die wilde Jagd auf dem heiligen Holze 68
Die Schanhollen zu Albaum 68
Der schwarze Hund bei Heinsberg 69
Der Lowwerhannes zu Bilstein 69
Der Glockenguß zu Attendorn 70
Die Attendorner Kattenfillers 71
Die Bienen als Retter 72
Das Gottesgericht am Christtage 72
Das heilige Wasser 73
Der Schwedenstein 73
Die versunkene Glocke von Drolshagen 74
Die Schanhollen 75

Die versunkene Gräfin 76
Die Hexe von Steipingen 77
Der Krähenpfuhl bei Kirchhundem 81
Die Hollenspalte bei Grevenbrück 82
Hans von Voßsiepen 83
Das Raubschloß Berlinghausen bei Attendorn 85
Der Hüne auf dem Lemberge bei Saalhausen 86
Die Dreikönigsbrücke zu Saalhausen 87
Das steinerne Kreuz bei Altenhundem 87
Die Hollen zu Stelborn 88
Die Jagd Karls des Großen 90
Das Waschweiblein von Kleusheim 91

Sagen des Kreises Brilon

Ursprung der Stadt Brilon 94
Till Eulenspiegel in Brilon 95
Der Glockenborn bei Brilon 96
Der Schloßberg bei Winterberg 97
Das Rauchloch bei Winterberg 97
Der wilde Jäger zu Winterberg 98
Die alte Kirche bei Winterberg 99
Die Eresburg zu Marsberg 99
Der goldene Rosenkranz 100
Der Totensang vom Borberge 101
Die Nonne vom Borberge 102
Der Galgen am Borberge 104
Der Judenkirchhof bei Bigge 106
Die Hollen im Meisterstein bei Siedlinghausen 106
Der Nonnenteich 107
Der Schatz von Bredelar 108
Das Goldfeuer 108
Das Hollenhol bei Scharfenberg 109
Das Zwergenschloß im Astenberge 110
Die Rache Gottes zu Marsberg 110
Der Nonnenborn bei Medebach 112
Die Opferhecke am Bromberge 113
Der Hünenkeller 113
Die Elfen bei Medebach 113
Der heilige Severin 114

Die Wiedekindshardt 115
Die gute Frau 115
Der Hünenhammer 116
Das Zielgenbörnchen 116
Das Hollenloch bei Rösebeck 116
Die Königskerze zu Glindfeld 117

Sagen des Kreises Arnsberg

Der getreue Ritter vom Klusenstein 119
Der Geist vom Müssenberge 120
Der Zauberer vom Klusenstein 122
Das steinerne Kreuz zu Grevenstein 126
Graf Heinrich von Arnsberg 126
Die lederne Brücke zu Arnsberg 128
Der betrogene Teufel 130
Der Knüppelhund zu Arnsberg 130
Der blaue Stein zu Arnsberg 131
Gertrud von Plettenberg 131
Die Nonnenkuhle bei Arnsberg 132
Die schwarze Hand zu Wedinghausen 132
Der Einsiedler zu den Rodentelgen 134
Das rote Kreuz zu Niedereimer 135
Der Ursprung des Geschlechtes von Fürstenberg 137
Die weiße Frau von Herdringen 138
Der wilde Reiter zu Oelinghausen 138
Des Sängers Fluch 139
Die Bluttannen bei Wennigloh 140
Der Jäger zu Endorf 141
Das Bild im Ahnensaal zu Haus Füchten 143
Das Heiligtum zu Hellefeld 144
Edwina von Arnsberg 146
Belohnte Treue 147
Quellenangabe 152

In der Grobbel-Serie »Sauerländische Heimat« erschienen bisher herausgegeben von Dr. Magdalena Padberg:

Ferdinand Wagener - Magdalena Padberg
Kloster Brunnen
Geschichte, Gegenwart und Zukunft des beliebten Pilger- und Wanderzieles im Naturpark Homert

Wilhelm Kathol:
Bassmes Hof
Jugenderinnerungen an das sauerländische Dorfleben im 19. Jahrhundert

Friedrich Wilhelm Grimme
Das Sauerland und seine Bewohner
Erstes und umfassendes literarisches Werk über diese Region vom bekanntesten Dichter des Sauerlandes

Friedrich Wilhelm Grimme:
Memoiren eines Dorfjungen
Ein sauerländischer Dorfjunge erzählt aus seiner Kindheit und Jugend

Friedrich Wilhelm Grimme:
Plattduitsk in Ehren
Vertällekes un Dönekes vam'me Strunzerdäler

Joseph Pape:
Ins Herz getroffen
Erzählungen

Magdalena Padberg:
Als wir preußisch wurden
Das Sauerland von 1816 bis 1849

---

außerdem:
Schmallenberg und seine Ortsteile
Texte und Bilder

Rezepte „Vom Essen und Trinken im Sauerland"

Verlag Jos. Grobbel
Postfach 2122 — Telefon (0 29 74) 70 91
5948 Fredeburg

F. A. Groeteken zu seinen 134 mythischen Erzählungen aus den Kreisen Arnsberg, Brilon, Meschede, Olpe: „Liebend bin ich den Spuren der Sage nachgegangen. Wo immer ich sie fand, habe ich nach ihr gefahndet und geforscht, habe auf den leisen Atemzug und den manchmal kaum spürbaren Pulsschlag der Vo!kssage gelauscht. So verstand ich, wie sie auch dem schlichten Kind der sauerländischen Berge oft die verblaßte oder vergessene Geschichte seines Landes ihm ersetzte und seine rauhe Heimat ihm verschönte und verklärte."